



ANDRÉ WIESLER

PROTEKTOR



MONSTERJÄGER MIT SOCKENSCHUSS



VORWORT – WAS'N DAS HIER ÜBERHAUPT?

Vor einigen Jahren habe ich angefangen, einen lustigen Mystery-Roman zu schreiben. Ich fand ihn gut – wenig verwunderlich, ich find mich meistens toll. Aber auch meine Testleser fanden ihn gut, mein Literaturagent fand ihn gut und mehrere der Lektoren der insgesamt zehn deutschen Verlage, denen wir den Roman vorschlugen, fanden ihn gut genug, meinem Agenten in einer Mail mitzuteilen, dass sie sich köstlich amüsiert hätten.

Aber allesamt sagten ab, rausbringen würden sie ihn dennoch nicht. Die Begründung war bei allen gleich: Lustige Mystery „geht“ in Deutschland nicht. Mystery-Leser hätten keinen Humor (zumindest nicht, wenn es um Mystery-Stoffe ginge) und darum sehe man keinen Markt. Frühere Versuche mit der Materie hätten das gezeigt.

„Mystery-Leser haben keinen Humor“ ... das hat man früher auch über Fantasy-Leser gesagt, und dann kam Pratchett (möge er in Frieden ruhen). Nun will ich damit keineswegs behaupten, Lektoren hätten mal so gar keine Ahnung oder meine Werke wären auch nur annähernd so kunstvoll gesetzt wie die Scheibenwelt-Romane.

ch meine nur: In diesem Punkt irren sich die Lektoren. Ich habe mir daraufhin einige der lustigen Mystery-Romane angesehen, die in den letzten Jahren in Deutschland – offenbar nicht sehr erfolgreich – herausgekommen sind. Alle, die ich gefunden habe, sind entweder Persiflagen oder Satiren zu bekannten Horror-Stoffen, oft auf dem Niveau, auf dem sich auch Filme wie „Scary Movie“ bewegen, oder sie sind eine Ansammlung von aneinandergereihten Gags mit Vampiren. Keines der Bücher, auf die ich gestoßen bin, erzählt aber eine klassische Mystery-Geschichte.

Und das ist meiner Meinung nach das, was Pratchetts Bücher so besonders macht und was auch ich in diesem Roman versuche: Eine zum Genre passende, spannende Geschichte zu erzählen, aber eben auf eine komische und manchmal absurde Art und Weise.

Ob mir das gelingt, kannst nur Du, lieber Leser oder liebe Leserin entscheiden. Die folgenden Seiten sollen Dir dazu die Möglichkeit bieten. Aber Obacht: Das Werk ist bisher unvollendet.

Wenn Du sagst: „Jawohl, das finde ich gut, davon will ich den Rest lesen“, dann bitte ich Dich um Deine Unterstützung. Ich habe ein Crowdfunding zu Protektor ins Leben gerufen, über das ich das Buch selbst herausbringen möchte. Du findest es unter www.startnext.com/protektor

Bitte hilf mir, zu beweisen, dass die deutsche Mystery-Szene nicht humorlos ist und dass auch ungewöhnliche Bücher eine Chance haben.

Solltest du das hier lesen, nachdem das Crowdfunding abgeschlossen ist, dann kannst Du das Buch hoffentlich im Handel erstehen. Falls Du es dort oder auf meiner Homepage www.andrewiesler.de nicht findest, dann bin ich mit meiner Idee wohl gescheitert. Ich verspreche, dann auch nur ein ganz bisschen zu weinen und fast gar nicht zu schmollen.

Ich wünsche Dir viel Vergnügen mit den ersten Seiten von Protektor – Monsterjäger mit Sockenschuss. Wenn es Dir gefällt, empfehl mich bitte weiter. Wenn nicht, lass mich wissen warum. So oder so danke ich schon jetzt für Deine Aufmerksamkeit.

Dein
André Wiesler

PS: Auf meiner Homepage wird es auch eine von mir und meiner Frau gelesene Hörbuch-Version von Teilen oder sogar der ganzen Leseprobe geben. Schau doch mal vorbei: www.andrewiesler.de

PPS: Dieses Manuskript hat noch kein echte Lektorat oder Korrektorat erfahren. Vereinzelt krumme Sätze oder Tippfehler bitte ich darum zu entschuldigen.



ERSTES KAPITEL: ALTE FREUNDE (Knöpfe + Newsletter)

Es war Samstagabend und ich saß in meinem Fernsehsessel. Auf der Mattscheibe überboten sich dicke alte Frauen darin, die Vorteile von Stützunterwäsche anzupreisen, und tatsächlich ... vorher hatten sie einen dicken Bauch und danach hatten sie zwei dicke Bäuche, weil die eine Hälfte über der umbrafarbenen Strumpfhose herausquoll und die andere als kompaktes Paket bis auf die Oberschenkel gepresst wurde. Der Schauer des Ekels, der mich daraufhin erfasste, dauerte mehrere Sekunden.

Dass ich mir das überhaupt ansah war purer Faulheit geschuldet. Die Batterie in meiner Fernbedienung war, während ich im Eiltempo durch die Programme zappte, ausgerechnet in dem Moment ausgefallen, als ich einen der unzähligen Verkaufssender passierte.

Das Erschreckend-Anziehende hatte mich gepackt, wie bei einem Verkehrsunfall, bei dem man die Augen einfach nicht von der Blutwurst nehmen konnte, die mal ein Porschefahrer gewesen war, oder bei den zwei sich paarenden Schnecken in diesem komischen französischen Insektenfilm.

Die übertriebene Begeisterung der Verkäuferin war zudem das Höchstmaß an Lebensfreude, das in diesen Tagen

meine trübe Kammer erhellte. Seufzend lehnte ich mich über den Rand des Sessels, um das Notebook vom Boden zu klauben. Es stand, fast wie in einer modernen Installation, auf dem schmutzigen Teppich, zwischen leeren Bierdosen, vertrockneten Single-Mahlzeiten und unkaputtbaren Cola-Light-Flaschen - ja, ich achte auf meine Linie. Ich trug übrigens ein weißes ... ehemals weißes T-Shirt und kein Feinrippunterhemd, aber trotz dieses kläglichen Versuchs, das Klischee zu durchbrechen, war es wohl nicht zu verhehlen: Ich war Langzeitarbeitsloser. Seit dem heutigen Mittag. Will sagen: heute war der Schrieb vom Arbeitsamt eingetroffen. Entschuldigung, seit neuestem nennt sich dieser Verein von Arbeitsverhinderern ja Agentur ... wollen wohl klingen wie die CIA, sind dabei aber so cool wie französische Lyrik. In dem Schreiben wurde mir jedenfalls mitgeteilt, dass ich ab dem nächsten Monat kein Arbeitslosengeld mehr, sondern Hartz IV beziehen würde.

Als wäre es Schicksal, hatte heute auch meine vor drei Monaten abgeschickte, letzte Bewerbung wieder im Briefkasten gesteckt, mit einem schicken Formbrief, bei dem unten der Pfad der Dokumentvorlage mit eingedruckt gewesen war: C:\Vorlagen\Bewerbungen\Absagen\Deppen_und_hoffnungslose Fälle.doc

Ich hoffte, ich war einer der hoffnungslosen Fälle ... Wenn sie mich angestellt hätten, wäre ihnen so ein Fauxpas übrigens nicht passiert, denn ich war IT-Fachmann und Programmierer. Oder, wie meine Mutter immer sagte: »So ein Computerhansel.« Sie sagte es nicht ohne Stolz und Bewunderung der Unwissenden, aber es schwang auch immer das Bedauern mit, dass ich den Kurzwarenladen der Familie nicht hatte weiterführen wollen, als mein Vater in Rente ging. Ich dachte an den alten Kauz zurück.

Es ist 1984. Ich bin gerade sechzehn geworden und seit vier Wochen keine Jungfrau mehr, was wohl als Highlight der vergangenen Jahre angesehen werden muss, auch wenn sie fast zehn Jahre älter und fünfzig Kilo schwerer war als ich.

Mein Vater wird der *Knopfkönig* genannt. Das hat nicht etwa damit zu tun, dass er eine Märchengestalt wäre, auch wenn er aussieht wie eine Mischung zwischen dem bösen Wolf und dem Froschkönig. Er hat vielmehr im Großraum Köln-Düsseldorf-Wuppertal die umfangreichste Auswahl an Horn-, Plastik- und Metallknöpfen. Es ist wieder einmal einer dieser langen Neujahrstage, an denen ich volltrunken direkt von der Silvesterparty in den Laden komme, um an der Inventur teilzunehmen. Kaum bin ich drin und halte mich an der Vitrine mit den alten Schmuck- und Elfenbeinknöpfen fest, kommt mein Vater auch schon auf mich zugestapft. Er hat ein Klemmbrett vor sich, schaut darauf und sieht dann mit kaum verhohlener Vorfreude zu mir auf. Seine Oberlippe zuckt dabei, was wegen seiner großen Schneidezähne an einen Hasen beim Orgasmus erinnert.

»Klaus«, spricht er mich an. »Zähl du mich mal die Platt- und Schlupfknöpfe, Messing und Kupfer.« Ich habe es längst aufgegeben, seine Dschungelcamp-Grammatik zu korrigieren, beiße die Zähne zusammen und wappne mich, denn ich weiß, was jetzt kommt.

»Und dann kannst du dich die eckigen Knöpfe vornehmen.«

Diesen Scherz macht mein Vater mit der Regelmäßigkeit einer Steuerprüfung und der Verlässlichkeit einer Zugverspätung jedes Jahr wieder. Es gibt im ganzen Laden natürlich keinen einzigen eckigen Knopf. Ich könnte an dieser Stelle über die Physik der Knopfform ins Detail gehen, wurde sie mir doch immerhin mit der Muttermilch einge-

trichtert (oder eher Vatermilch, aber das klingt irgendwie anstößig), doch das erspare ich mir.

Er starrt mich Beifall heischend an und ich sage, einen Würgreiz unterdrückend: »Ha ... örg ... ha ...«

Jetzt platzt es aus meinem Vater heraus, er lacht schallend, klopft erst sich auf die Oberschenkel und dann mir auf die Schulter, was mich beinahe zu Boden schickt, denn elf Pils machen in meinen Innereien ein paar Jägermeister zu Gejagten.

Während mein Vater sich noch immer vor Lachen ausschüttet, schlurfe ich zu meinem heutigen Arbeitsplatz und fange an, die in unzählige kleine Kästchen einsortierten Knöpfe zu zählen.

Das Telefon klingelt, und mein Vater verschwindet für eines seiner berüchtigten Beratungsgespräche in das Hinterzimmer, während ich bei den *Messingschellen, Größe 1 (für Karneval etc. usw. o.ä.)* angekommen bin. Die kleinen, glänzenden Dinger sehen lustig aus und ich wette mit mir selbst, wie viele davon ich herunterschlucken kann, bevor mein Vater wieder auftaucht. Ich schaffe 34, was jedoch nur daran liegt, dass wir nicht mehr auf Lager haben, soviel Stolz sei erlaubt.

Dann kommt mein Vater endlich wieder zum Vorschein. Er schüttelt den Kopf und sagt: »Das war sich die alte Schamutzke ... wollte wissen, ob ich'n Radioknopf für sie haben tu.«

Das nun reißt mich, bierselig wie ich bin, in einen schellenklingenden Lachanfall, der Verstärkung von einem Schluckauf bekommt. Wenige Augenblicke später knie ich vor der Kloschüssel und übergebe mich so musikalisch, wie nie zuvor.

Unkaputtbare Mehrwegflaschen waren übrigens gar nicht unkaputtbar. Wenn man genug Langeweile, eine gesunde Missachtung für die eigene Gesundheit und eine Kochplatte hatte, auf die man verzichten konnte, bekam man sie kaputt. Oder wenn man kochendes Wasser hineinfüllte und sie in ein bereitstehendes Bad mit Eiswasser fallen ließ. Und auch ein Vorschlaghammer könnte ihnen sicher mit genug Fleiß den Garaus machen, aber den Beweis dafür bleibe ich bis auf weiteres wegen meiner übertrieben lärmempfindlichen Nachbarn schuldig.

Ich legte mir das Notebook auf den Schoß und klappte es auf. Kurz ging mir durch den Kopf, ob der Elektromog direkt über meinen Kronjuwelen an meinem Problem Schuld sein könnte, doch dann verwarf ich den Gedanken.

Sex mit sich selbst war immerhin noch besser, als gar kein Sex. Aber gar kein Sex hatte auch seine Vorteile. Man hatte mehr Zeit für andere Sachen.

Mein Lachen übertönte sogar den Trockenorgasmus der geriatrischen Verkäuferin, die gerade verkündete, dass die Unterwäsche in Hautfarben und Rosé bereits ausverkauft sei.

Das Letzte, was ich brauchte, war mehr Zeit. Ich wusste ja ohnehin kaum, wie ich die Tage herumbringen sollte. Die gängigen Opiate wirkten bei mir nicht sonderlich gut: Das Fernsehen bot mir keine Ablenkung, besaufen konnte und wollte ich mich nicht ständig und seit meine Beinahegattin mich vor fast neun Monaten verlassen hatte (da sind wir wieder beim Thema Sex und Potenz) konnte ich mich nicht mal mehr streiten.

Dabei war ich so motiviert gewesen, als ich rausgeflogen war. Ich hatte hunderte Bewerbungen verschickt, hatte mir vorgenommen, all die Bücher endlich mal zu lesen, die sich in drei Säulen neben meinem Bett stapelten (und die mittlerweile zur Standfläche meiner »Minibar« geworden waren).

Ich wollte eine weitere Fremdsprache lernen, Yoga, Töpfern oder irgendwelche anderen VHS-Kurse belegen. Aber als die ersten paar Dutzend Absagen eingetrudelt waren, die drei Monate Bezugssperre wegen »eigenverschuldeter Kündigung« meine Ersparnisse aufgezehrt hatten und Olga (oben erwähnte Verlobte) sich aus dem Staub gemacht hatte, war der Elan recht schnell verloren gegangen.

Das Notebook brauchte lang, um einen aktiven W-LAN-Zugang zu finden. Meine Nachbarn hatten die unangenehme Eigenschaft, ihre W-LAN-Router immer auszuschalten, wenn sie nicht selbst online waren. Es war nachgerade ein Wunder, dass sie nicht auch die gesetzlich verordneten Energiesparlampen herausdrehten, wenn sie die Zimmer verließen. In meiner Lampe strahlten noch immer drei protzerische 100-Watt-Birnen mit der Sonne um die Wette. Sparte ja auf der anderen Seite wiederum erheblich Heizkosten.

Zum Glück wohnte unter mir ein Student, der die ganze Nacht über *World of Warcraft* zockte, so dass ich ab neun meist einen zuverlässigen Anschluss besaß. Sicher war das illegal, aber was sollte ich machen? Die Telekom hatte mir den Zugang abgeklemmt, nachdem ich einen ihrer Techniker gebissen hatte (nein, dafür gibt es keine Rückblende, das ist mir heute noch peinlich), und ich traute mich nicht, nachzufragen, weil er dann vielleicht Anzeige erstatten würde.

Während das Notebook endlich ein Netz fand und sich einloggte, nahm ich die zurückgeschickte Bewerbung noch einmal zur Hand. Sie war in der Mitte geknickt und an einer Ecke angestoßen, weil der Briefträger die Wut über seinen miesen Job und das schlechte Wetter immer an meiner Post ausließ. Vielleicht hätte ich auf seine Weihnachtsgrüße nicht antworten sollen: »Wollen Sie jetzt ein Trinkgeld? Bei der Menge an Post, die ich kriege, sollten sie lieber mir eines geben, immerhin bezahlt mein Porto ihr Gehalt.«

Der Knick verlief genau durch das Foto, das ich extra für die Bewerbungen hatte machen lassen, und der Mann darauf war nicht mehr der, den ich morgens im Spiegel sah. Zum einen war er rasiert und hatte kurzes, schwarzes Haar, das durch einen selbst eingefügten Photoshopeffekt leicht schimmerte. Das Gesicht zierte ein selbstsicheres Lächeln, bei dem sich keine von Bier und Fastfood aufgeschwemmten Wangen nach außen wölbten (kaschiert nur vom struppigen Bart) und das dunkle Jackett, das weiße Hemd und die schmale Krawatte ließen ihn souverän und zuverlässig wirken. Ich blickte an meinem T-Shirt hinab und zählte Flecken von elf verschiedenen Mahlzeiten darauf. Vielleicht sollte ich es mal wechseln.

Warum hatte dieser smarte Kerl da bloß keinen Job bekommen? Ich blätterte weiter und das Arbeitszeugnis meiner letzten Arbeitsstelle kam mir mit einem Vertigoeffekt entgegen, als stünde Hitchcock hinter der Gardine und riebe sich die Hände.

Es war, gelinde gesagt, miserabel, und dabei noch das Beste, was meine Anwältin hatte herausholen können. Dabei bin ich, das möchte ich vorausschicken, wirklich gut in meinem Job. So gut, dass mich die Arbeit bei *Jongemann und Söhne, Damenhygiene Import und Export International* einfach nicht mehr als drei Stunden am Tag beschäftigt hatte. Da hatte ich eben angefangen, mich anderweitig auszulasten. Es war vermutlich tatsächlich nicht das Schlauste gewesen, meine illegalen Downloads und meine Pornosammlung auf dem Firmenserver abzulegen. Oder über den Firmenanschluss mit meinem alten Schulkollegen Hannes in Südafrika zu telefonieren. Aber das waren andere Zeiten, damals.

Heute ist wieder ein besonders öder Tag, also lade ich eine Menge Krempel auf den Firmenserver hoch, während ich mit Hannes telefoniere, der mir die Vorzüge süd-

afrikanischen Obstes schildert. Wenigstens hoffe ich, dass er von Obst spricht.

Die Uploads sind abgeschlossen und ich packe gerade die neuesten Downloadlinks in eine Rundmail, als mich die Gerhardt per Skype annervt. Ein kleines Textfenster erscheint mit dem Geräusch einer geöffneten Flensburgerflasche auf meinem Bildschirm und verkündet: »Lieber Klaus, es wäre supi, wenn du den Newsletter HEUTE noch rauschicken könntest. Kussi, Rita.«

Allein für dieses Supi sollte ich ihre Festplatte mal formatieren, aber bevor sie mich auch morgen noch damit nervt, schalte ich rasch um, programmiere den Newsletter zuende und schicke das Mistding raus. Dabei höre ich Hannes weiter dabei zu, wie er von »prallen, süßen Melonen« und »geilen, knackigen Äpfeln« spricht. Langsam werde ich misstrauisch...

Eigentlich will die Gerhardt den Newsletter noch mal gegenlesen, aber das ist mir heute zu stressig. Also haue ich das Ding einfach so raus.

Es vergeht ungefähr eine Viertelstunde, dann klingelt mein Telefon, intern, die Nummer der Gerhardt.

»Hör mal, Hannes, wir sprechen morgen ...«

»Klar, kein Problem«, schnattert er mir ins Ohr und hat aufgelegt. Ich schaue den Hörer noch einen Augenblick an, dann nehme ich das andere Gespräch entgegen.

»Äh ... Klaus ...«, fängt sie an.

»Ja, Rita?«, frage ich und widerstehe dem Drang, das Telefon aus der Buchse zu reißen, über den Flur zu stürmen und sie mit der Schnur zu erdrosseln.

»Klaus ... da scheint im Newsletter etwas mit dem Artikel elf EU Strich neun schief gelau...«

Ihre Stimme versagt und ich höre im Hintergrund lautes Stöhnen aus ihren Computerlautsprechern. Eis breitet sich

in meinem Magen aus und ich rufe den Newsletter auf. 11-EU/9, was ist das noch mal?

Ah ja, hygienische Einmalhandschuhe, Einheitsgröße. Die sind neu im Programm, und irgendein Vollidiot hat sich gedacht, dafür bräuchte man eine Video-Anwendungsanleitung, weil die Leute ja nicht wissen, wie man beschissene Gummihandschuhe anzieht.

Ich klicke auf den Link und erstarre, als der Browser kurz nachlädt und dann ein Video abspielt, in dem zwar ebenfalls Handschuhe vorkommen und sie werden auch, im weitesten Sinne des Wortes, angewendet, aber die Art des Einsatzes entspricht mit den daran beteiligten Körperöffnungen wohl nicht den Vorstellungen meiner Chefin – oder der unserer 14.369 Kunden, die den Newsletter erhalten haben. Und ich sage Kunden, weil von denen 90% männlich sind. Warum die einen Newsletter zu Damenhygieneartikeln beziehen, will ich gar nicht wissen. Aber sicher ist: Ich bin am Arsch.

Die Staatsanwaltschaft stellte damals das Verfahren wegen Urheberrechtsverletzung gegen eine erhebliche Geldsumme ein, die geschädigten Film- und Softwarefirmen waren weniger genügsam. Unterm Strich blieben mir vom Arbeitslosengeld darum rund 500 Euro im Monat, von denen ich Miete, Essen und den Rest bezahlte. Kein großer Unterschied zu Hartz IV.

Ihr werdet verstehen, dass unter diesen Umständen der Drang, einer neuen, geregelten Arbeit nachzugehen, um dann lange, lange Jahre auch nicht mehr Geld zur Verfügung zu haben, schnell nachließ. Wenn man erstmal genug Selbstwertgefühl abgelegt hat, lebt es sich ganz erholsam am unteren Rand der Gesellschaft.

Ich pfefferte die Bewerbung in die Ecke und köpfte damit

die Sonnenblume, die das letzte Bisschen Natur in meinem Wohnzimmer darstellte. Ich schreibe bewusst nicht »das letzte Bisschen Grün«, denn grün war sie schon lange nicht mehr, und außerdem gab es in meiner Spüle eine Menge pelzigen Belags in satten Grüntönen.

Endlich gab mein Notebook das ersehnte Ping von sich und ich war online. Sofort prasselten Skype-, Facebook- und Twitter-Nachrichten auf mich ein. Und überall kannte ich einige Dutzend interessante Leute.

Zumindest waren sie interessanter als auf die Wand zu starren, oder sich den Beleidigungen auszusetzen, welche die Fernsehsender Programm nannten.

»Wo warn?«, wollte Hammer911 wissen, und ich berichtete ihm nicht ganz wahrheitsgemäß: »hab grad ne alte hier.«

Orthografie und vor allem Großschreibung hatte ich mir weitgehend abgewöhnt. Wenn dies hier jemals in einem Buch erscheinen sollte, hat sich vermutlich eine tapfere Lektorin bereits die gesamte Kauleiste daran ausgebissen, es in eine lesbare Form zu bringen.

»Geil?«, hakte Hammer911 nach, und ich schrieb nur knapp: »total!«, denn jetzt öffnete sich das Fenster von Julia_Love, die mir vorschlug: »Ich möchte dir schmutzige Sachen ins Ohr flüstern, während du kommst.«

So verlockend das auch klang, war es doch zu schön, um wahr zu sein, also korrigierte ich meinen Spamschutz nach. Die Hälfte der Fenster schloss sich daraufhin und ebenso viele Einträge verschwanden aus den Freundes-Listen der Programme.

»Das schon gesehen?«, fragte mich Honkomaster, zu dem ich eine locker-freundschaftliche Beziehung pflegte. Es folgte ein endlos langer Link zu YouTube, den ich anklickte, um einem Motorradfahrer dabei zuzusehen, wie er von der Straße abkam und mit dem Kopf in einem Pferdehintern lande-

te. Ich antwortete mit einem lustigen Video, bei dem sich eine niedliche Cheerleaderin ein Bein brach. Ja, ich weiß, es heißt eigentlich nur Cheerleader, aber ich möchte verhindern, dass jemand auf die Idee kommen könnte, ich würde eine männliche Hupfdohle niedlich nennen. Dabei bin ich keineswegs homophob, muss aber das bisschen natürlichen Machismo, den die Natur mir mitgegeben hat, eisern verteidigen. Wenn ich nicht gut aufpasse, komme ich sonst noch im rosa Ballettkleidchen im Stadtpark wieder zu mir.

Der Abend ging also mit eitlen digitalen Smalltalk ins Land, bis mein Handy klingelte. Es war ein einfaches Prepaid, denn auch Telefon wollte mir die Telekom nicht geben. Guthaben war auf der Karte schon lange nicht mehr, anrufen konnte man mich jedoch auch weiterhin.

Die Nummer war unterdrückt, doch mir wurde schmerzlich bewusst, dass ich seit drei Tagen mit niemandem mehr gesprochen hatte (also unter Zuhilfenahme meiner Stimmbänder) und so ging ich trotzdem dran.

»Ja?«

»Rate!«, rief eine begeisterte Stimme, die ich sofort wiedererkannte.

»Hannes?«

»Genau! Rate!«

»Du hast jetzt ...«, setzte ich an, aber ein Satz, den Hannes mich am Telefon zuende sprechen ließe, musste aus weniger als drei Silben bestehen.

»Ich bin im Land!«, sagte er. »Wir beide, heute Abend, Disse.«

»Ach, ich ...«, versuchte ich all die wichtigen Dinge unterzubringen, die mich heute Abend banden. Der Chat mit Till Schweiger auf Pro7.de beispielsweise, denn ich wollte den Kerl schon immer mal fragen, ob Pinocchio ihn bereits verklagt hatte, weil er seinen hölzernen Schauspielstil abkup-

ferte oder ob sich Kermits Anwälte gemeldet hatten, weil der Frosch seine Stimme wiederhaben wollte.

»Alter, morgen muss ich wieder weg. Also, heute!«

Ich wollte Hannes schon gern mal wiedersehen. »Ich habe gerade ...«

»Geht alles auf mich!«

Das gab den Ausschlag. »Okay.«

»Ich hol dich um elf ab.«

»Ich warte unten.«

Hannes legte auf. »Hallo?«, fragte ich wider besseren Wissens, ließ das Handy sinken und erschrak, als ich auf die kleine Uhr im Computerbildschirm blickte: 22:00. Ich hatte nur noch eine Stunde, um zu duschen, mich umzuziehen und zwei Kilometer durch die Stadt zu laufen, denn ich würde Hannes ganz sicher nicht verraten, dass ich aus meiner schicken Eigentumswohnung in dieses Loch gezogen war. Ich würde ihn darum vor meinem alten Haus erwarten und hoffte, dass er einigermassen pünktlich war, denn es war ziemlich kalt.



ZWEITES KAPITEL: RENTNERINNENJAGD (Lucy-Kurs)

Hannes war pünktlich. Er fuhr mit einem Wagen vor, den er vermutlich nicht bei Sixt bekommen hatte, es sei denn, man hatte dort jetzt tiefergelegte, rote Corvettes im Angebot, deren Soundanlage leistungsstark genug war, um die Scheiben in der ganzen Straße zum Vibrieren zu bringen.

Ich wartete hinter einem Kleinlaster, den ich als Windschutz genutzt hatte. Hannes fuhr erst einmal vorbei, um dann schlingernd und mit quietschenden Reifen zum Stehen zu kommen. Das Dröhnen treibender Karibikrhythmen ließ mir schon bei geschlossener Tür fast die Plomben schmelzen, trotzdem drückte Hannes mehrfach auf die Hupe, als wäre es auch nur entfernt denkbar, dass ich ihn noch nicht bemerkte hatte.

Ich öffnete die Tür, rief: »Hi!«, ließ mich in den viel zu tiefen Schalensitz fallen und drehte erstmal die Musik leiser. Gerade rechtzeitig, um ein erbostes: »Scheißekopfsarsch, mache-su leise da unten!« von oben zu hören. Das war Vater Gönüleri, der vermutlich die orientalische Musik nicht mehr hören konnte, die bei ihm Tag und Nacht dudelte. Ich hatte früher unter den Gönüleris gewohnt und schon nach drei

Wochen Klassiker wie »Sana Söz« und »Katula, Katula« mitsingen können.

Hannes nickte mir zu, wobei sein brettthart nach hinten gegeltes Haar sich nicht ansatzweise bewegte, ebenso wenig wie der steif hochgewichene, breite Schnurrbart, der Federohrring im Ohr dafür aber umso wilder baumelte.

»Alles klar?«, fragte ich.

»Ja«, sagte er. »Selbst?«

»Muss«, gab ich zurück. »Bronko?«

»Funkpalast«, korrigierte er meine Zieleinschätzung und gab Gas. Zwanzig Minuten auf der Autobahn rasten in Stille an uns vorbei. So redselig Hannes am Telefon war, so maulfaul gab er sich im direkten Gespräch.

Erst als wir abfuhrten und Hannes zum Tanken anhielt, warf er mir einen Seitenblick zu und sagte: »Siehst scheiße aus.«

Ich zuckte mit den Schultern und er stieg aus, beugte sich dann aber noch mal durch die offene Tür hinein: »Hättest dich ja wenigstens mal rasieren können.«

»Dito«, gab ich zurück, was mir einen Mittelfinger einbrachte. Ich klappte die Sonnenblende herunter und musterte mich in dem Spiegel, der erstaunlich groß ausfiel. Vermutlich für die Ischen, die man in so einem Wagen mit größter Wahrscheinlichkeit auf dem Beifahrersitz vermuten durfte.

Der Bart war tatsächlich ein bisschen wild gewuchert, und der Versuch, ihn unter Zeitdruck mit der Küchenschere zu stutzen, hatte das Gesamtbild nicht aufgewertet. Direkt am Kinn klaffte jetzt eine große Schneise und links war der Bart erkennbar länger als rechts. Ich wuschelte hindurch, in der Hoffnung, dem Gestrüpp einen verwegenen Look zu verpassen, aber es war vergebens. Dann legte ich den Kopf schräg und tatsächlich wirkte der Bart nun gleichlang - dafür aber mein Gesicht schief. Das brachte auch nichts.

Hannes riss die Tür auf und ließ sich in den Wagen fallen. »Lippenstift auffrischen?«, kommentierte er das Bild, das sich ihm bot.

»Sehr witzig«, gab ich zurück. »Warum bist du eigentlich so bleich?«

Für jemanden, der sein Leben praktisch am Äquator verbrachte, sah er ziemlich käsig raus.

»Tod«, sagte er, startete und preschte los.

Es war ein wenig verwunderlich, dass ich die Argumentationskette, die sich hinter diesem einen Wort verbarg, noch immer verstand, obwohl wir uns seit über einem Jahr nicht mehr gesehen hatten.

Der Gedankengang war folgender: Hannes hatte Angst, von der gleißenden afrikanischen Sonne, der er aufgrund der Weingüter seines Vaters sein Vermögen verdankte, Hautkrebs zu bekommen und eines qualvollen Todes zu sterben, darum hielt er sich von der Sonne fern und war so bleich. Die Angst vor wuchernden Zellen hinderte ihn aber nicht daran, zu rauchen, zu saufen und dem Begriff Promiskuität eine ganz neue Dimension zu geben. Wir erreichten nach einigen weiteren Schweigeminuten den Parkplatz der Disko, wo Hannes zwei Kleinwagen abdrängte, den Motor ordentlich aufheulen ließ, um das Weibsvolk auf sich aufmerksam zu machen, und dann schwungvoll auf eine Parklücke zugapreschte.

Er wandte sich mir zu und sagte mit bedeutungsschwerer Stimme: »Negerfrauen sind der Hammer!«

Bevor ich ihn darauf hinweisen konnte, dass seine Aussage ebenso politisch unkorrekt wie frauenfeindlich war und zudem völlig unmotiviert war, tauchte plötzlich eine alte Frau direkt vor der Motorhaube auf.

»Brems!«, befahl ich und Hannes stieg in die Eisen, aber zu spät. Die kleine Gestalt wurde auf die niedrige Motorhau-

be geschaufelt, rutschte bis zur Scheibe, wo sie kurz antitschte, um dann langsam, aber unaufhaltsam wieder herunter auf den Asphalt zu gleiten.

»Scheiße!«, sagte Hannes. »Der Lack!«

Ich starrte ihn entgeistert an, sah wieder nach vorne, wo nur noch ein in gestreifte Socken gehüllter Fuß zu sehen war, der sich an der Stoßstange verfangen hatte, und dann wieder zu ihm.

Gleichzeitig stiegen wir aus, ich lief nach vorne zu der am Boden liegenden Frau, Hannes fuhr mit der Hand über seine Motorhaube, um nach Beulen und Kratzern zu suchen. Er wurde offensichtlich fündig, denn während ich hilflos neben der Frau auf die Knie sank, murmelte er: »Das zahlt die Schlampe!«

Die alte Frau lag auf dem Rücken, die Beine unzüchtig gespreizt, und ihre zahlreichen Röcke waren weit hochgerutscht. Weit genug, um mir zu zeigen, dass ihre Strümpfe halterlos waren und an rosa Strapsen hingen.

Scheiße, wir haben Pippi Langstrumpf überfahren, schoss es mir durch den Kopf, während ich den Blick langsam nach oben wandern ließ, über mehrere alte Hemden, die eine zum Teil falsch zusammengeknöpfte Masse bildeten, bis zu ihrem Gesicht. Die gute Nachricht war, dass ihr Gesicht nicht zerkratzt oder eingedrückt war; die schlechte, dass es sie nur hätte schöner machen können.

Eine riesige, krumme Nase mit einer fetten Warze darauf schob sich aus einem Faltenmeer. Der Mund mit schmalen, blassen Lippen war weit genug geöffnet, um schiefe, verfaulte Zähne zu offenbaren. Die buschigen Augenbrauen wucherten so wild, dass nur die drei langen, schwarzen Haare länger waren, die aus einer Warze an ihrem Kinn wuchsen. Sie waren dick wie Spinnenbeine und schienen bei jedem der schwachen Atemzüge der Alten zu zucken. Die faltigen

Lieder waren geschlossen, aber so flach, dass man glauben konnte, die Frau habe keine Augen im Kopf.

Passt ja, so wie die vors Auto gerannt ist, dachte ich.

Plötzlich röchelte die Alte und die Spinnenbeine tanzten nicht mehr.

»Hannes!«, rief ich erschrocken. »Die atmet nicht mehr.«

»Was? Ne!«, rief er besorgt. »Wenn die abkratzt, kann ich das selbst löhnen! Mach was!«

»Bin ich Jesus? Kann ich heilen?«, gab ich gereizt zurück und hob die Hände, um ihm zu zeigen, dass sie keine Löcher hatten. »Was soll ich denn machen?«

»Mund-zu-Mund-Beatmung«, sagte eine Stimme hinter mir und als ich erschrocken herumwirbelte, sah ich eine kleine Traube Schaulustiger, die sich um uns versammelte.

»Nein!«, entfuhr es mir entsetzt.

»Lassen Sie mich durch!«, rief da zu meiner großen Erleichterung jemand und arbeitete sich nach vorne vor. »Lassen Sie mich durch, ich bin Arz...« Jetzt hatte er den Unfallort erreicht, sah die Alte am Boden liegen und verstummte mitten im Wort. »Lassen Sie mich durch, ich bin spät dran!«, fuhr er nach einem kurzen, beschämten Blick zur Seite fort, stieg über die Bewusstlose und drängte sich auf der anderen Seite mit umso größerer Vehemenz durch die Reihen der Gaffer. »Lassen Sie mich durch!«, rief er erneut und klang jetzt panisch.

Während ich dem Verpissener entgeistert nachsah, verkündete eine dicke Frau mit Kennermiene: »Gleich isse hin!«

»Klaus, mach voran!«, drängte mich Hannes.

In Notsituationen neigte ich dazu, zu tun, was man mir sagt, also nahm ich meinen ganzen Mut zusammen und drehte mich der Alten wieder zu. Sie hatte eine alte Wunde am Kinn, aus der dicker, gelber Eiter lief, so dass ich nicht wusste, wo ich hinpacken sollte, um ihren Kopf zu überstrecken, wie ich es damals gelernt hatte.

Es ist ein schöner Sommertag, den man eigentlich im Freibad oder im Park verbringen sollte, vor allem, wenn man gerade achtzehn geworden und verliebt ist. Na gut, scharf ist ... auf Lucy Trümmer, die nicht nur einen Namen wie eine Pornodarstellerin hatte, sondern auch die passende Figur. Sie hatte mich in der Woche zuvor gefragt, ob ich nicht an einem Erste-Hilfe-Kurs mit ihr teilnehmen wollte.

»Mund-zu-Mund-Beatmung? Brustmassage?«, fragte ich wenig subtil.

Sie lachte, warf das lange Haar zurück und sagte: »Das heißt glaube ich anders, aber so was, genau.«

Darum bin ich nun hier, Lucy sitzt neben mir, im kurzen Rock und bauchfrei, und der Kurs beginnt. Zuerst ist er recht interessant, dann wird es langweilig, es folgt öde und schließlich ist es unerträglich. Darum weckt mich die Verkündung des Kursleiters, eines bebrillten, dicken Johaniters, dessen weißes Hemd gute drei Nummern zu klein ist, aus einem unruhigen Halbschlaf: »Dann wollen wir das jetzt mal praktisch versuchen.«

Sofort bin ich hellwach, gebe vor, mir die Schuhe zubinden zu müssen, checke unter dem Tisch rasch noch einmal meinen Atem und werfe einen vortrefflichen Blick auf Lucys Oberschenkel. Als ich wieder hochkomme, lässt der Malteser Mops gerade einen Plastiktorso auf den Boden fallen.

»So, das ist der Otto.« Er lacht, als wäre an diesem ausdruckslosen Stück Plastikschratt irgendwas komisch. »so nennen wir den hier. Also, wer will anfangen?«

Ich hebe langsam, wie ferngesteuert die Hand. »Ja, äh ...« Ein Blick auf die Teilnehmerliste. »Karl?«

»Klaus!«, korrigiere ich wie in Trance und frage: »Was soll denn der Scheiß?«

Das bringt ihn aus dem Konzept. »Bitte?«

»Da, der Typ, das Otto ... wofür soll das gut sein?« Langsam vertreiben Wut und Enttäuschung das Entsetzen.

»Na ...« Er sieht sich um, als warte er auf ein Stichwort von den anderen Kursteilnehmern, die mich anstarren. Als keines kommt, sagt er: »Daran üben wir die Mund-zu-Mund-Beatmung und die Herz-Lungen-Massage.«

»Nein!«, rufe ich lauter als beabsichtigt und blicke in Lucys Ausschnitt hinab. »Wer braucht denn schon so einen Technikdreck? Kampf der Automatisierung! Computer töten Arbeitsplätze.« Mit jedem Wort bin ich lauter geworden.

Der Dicke kommt auf mich zu und gibt mir eine Ohrfeige. Ich sacke verblüfft auf meinen Stuhl zurück und reibe mir die schmerzende Stelle.

»Das muss man manchmal machen«, erklärt er dem Raum, »wenn jemand hysterisch wird.«

Ich gucke Lucy an, aber die rückt von mir weg. Wie es aussieht, bleibt Otto heute mein einziger Sexualkontakt.

Die Alte atmete noch immer nicht. Ich musste mich beeilen, also schlang ich mir kurzentschlossen die Haare der Warze um die Finger, zog das spitze Kinn daran nach unten und presste, bevor ich es mir anders überlegen konnte, den Mund auf die sich öffnenden, schmalen Lippen der Frau.

Im selben Moment, wo ich ihre kalte, vor Trockenheit knisternde Haut berührte, schnellten ihre Arme hoch, packten mich im Nacken und sie verwandelte die Lebensrettungsmaßnahme in einen leidenschaftlichen Kuss. Von ihrer Seite leidenschaftlich vor Wollust, von meiner leidenschaftlich vor Ekel. Ihre dicke, viel zu lange Zunge presste sich in meinen Mund und zuckte darin umher wie ein sterbender Aal.

Endlich schaffte ich es, ihren grotesk starken Griff zu lösen und rutschte zurück, aber sie bekam mich an den Haaren

zu fassen und zog mein Gesicht wieder über ihres. Ihre Augen flatterten auf und glühten in einem unirdischen, pulsierenden Blutrot.

»Du wirst leiden, für die Welt, an der Welt, in der Welt«, raspelte sie mit rauer Stimme, die viel zu dunkel für ihre schmale Gestalt war. »Leiden, für das Gute, am Bösen, im Raum zwischen dem, was nicht sein darf und was sein muss.« Aus ihrem Mund strömte mir eine eisige Kälte entgegen, so dass mein eigener Atem zu Wolken gefror.

»Scheiße, hast du einen Mundgeruch«, entfuhr es mir. Da lachte sie wie eine Irre und ließ mich los. Während ich zurückwich und würgend ausspuckte, sprang sie mühelos auf die Beine, trat im Vorbeilaufen den Scheinwerfer der Corvette ein und war im Nu im Dunkel der hinteren Autoreihen verschwunden.

»Was soll das denn?«, fragte Hannes.

Ich winkte ab, spuckte erneut aus und hob die Hand zur Wange. Dort, wo ihr Atem mich berührt hatte, lag eine dünne Eisschicht auf meiner Haut, die verschlungene Symbole zu bilden schien. Es lief mir kalt den Rücken herunter.

Die Umstehenden murrten enttäuscht, weil nun doch keiner starb und die Menge löste sich langsam auf. »Und dafür frier ich mir hier den Arsch ab ...«, hörte ich es leise aus den hinteren Reihen klingen.

»So eine Hexel!«, sagte Hannes, und wenn ich damals gehaut hätte, wie richtig er damit lag, hätte ich ihm allein dafür in die Eier getreten.



DRITTES KAPITEL: VERFÜHRUNG MIT HINDERNISSEN (Aufwärtshakenkreuz)

Mir war die Lust auf Disko ordentlich vergangen, aber Hannes ließ keine Ausreden gelten. Er zerrte mich mit einem grollenden: »Los, muss jetzt was Dämliches flachlegen« an der Schlange vor der Kasse vorbei. Als das Pärchen an der Spitze (er: Typ aufgedonnerter Bengel in der Bankausbildung, sie: Backwarenfachverkäuferin mit großer Ähnlichkeit zum Teig, mit dem sie täglich umging) sich beschweren wollten, drückte Hannes ihnen wortlos einen Hunderter in die Hand, schob einen weiteren durch die Klappe im Kassenhäuschen und sagte: »Ein Erwachsener, ein Kind.«

»Sehr witzig«, sagte ich und tänzelte um Hannes herum, damit der breitgebaute Mann von der Sicherheit zuerst ihm eine einschenken würde. Doch der Mann nickte Hannes nur wohlwollend zu und dann waren wir auch schon auf dem Weg ins Innere des riesigen Unterhaltungstempels. Er warb mit fünf verschiedenen Diskos: Techno, Metal, Hip-Hop, Schlager und Oldies. Im Vorbeigehen am großen Lageplan sorgte der Zusatz »Oldies (aus den 90ern)« dafür, dass ich mich sehr, sehr alt fühlte.

Im Inneren ging von einem zentralen Innenhof der Weg in die unterschiedlichen Bereiche ab und es war eine besondere Art von Kakophonie, wenn Wolfgang Petri und Slip-Knot in einer unheiligen Allianz auf der einen Seite von der Hölle sangen, während wortlose treibende Technoböller auf der anderen Seite den Geräuschteppich für ein Duett von Michael Jackson und Sido bildeten.

Hannes steuerte zielstrebig die Schlagerdisco an. Als ich mich mit einem entsetzten Quieken gegen die Richtung wehrte, verdrehte er die Augen und brüllte mir ins Ohr: »Die Friseurinnen da sind leichte Beute!«

»Hölle, Hölle, Hölle«, kündigte Wolle mir an, was mich in seinen heiligen Hallen erwarten würde.

»Lass mal! Ich geh in die Oldies«, erklärte ich darum.

Hannes verdrehte erneut die Augen und folgte mir dann widerstrebend. Ein Bier und drei Lieder später war klar, dass wir die einzigen Oldies in der Oldies-Disko waren. Das älteste Lied war knapp vor der Jahrtausendwende ein Hit gewesen und bei unserem Eintritt hatten wir das Durchschnittsalter locker um fünf Jahre angehoben.

Das störte Hannes wiewohl nicht. Während ich mich mit einem zweiten Bier darauf beschränkte, in die Schwaden der übertrieben häufig eingesetzten Nebelmaschine zu starren und mich zu fragen, ob diese Kinder nicht schon längst ins Bett gehörten, hatte Hannes diese Frage für sich bereits beantwortet: Sie gehörten, und zwar in sein Bett. Darum war er schon jetzt von zahlreichen weiblichen Geschöpfen umgeben, von denen ich beschloss, sie trotz gegenteiliger Indizien für junge Frauen und nicht für pubertierende Mädchen zu halten. Wie der Rattenfänger von Hameln lockte er sie mit Alkopops an, die er großzügig in alle Richtungen verteilte. Es wäre ein spannendes mathematisches Problem, zu errechnen, ab wie viel Euro in Naturalien Hannes' Schnurbart attraktiv wurde.

Meine Gedanken wurden von zwei Teenagern angezogen, die mit Sicherheit eigentlich noch nicht trinken durften. Die Mädchen, das eine im engen schwarzen Strickkleid, das andere in hautengen Lederhosen und knappem Top mit Glitzertotenkopf, knutschten auf der Tanzfläche und rieben sich aneinander. Ich glaubte über Madonnas *Frozen* (bei dem ich immer *Frohsinn* verstand) sogar das Quietschen der aneinanderschabenden baugleichen Julia-Roberts-Gedenkstiefel der beiden zu hören.

Ich lehnte mich an die Bar und fand mich damit ab, dass ich hier den Rest des Abends verbringen würde. Es gab Momente, da fühlte ich mich total sexy und gutaussehend. In diesem Momenten war ich auch sicher, eloquente und geistreiche Konversation führen zu können, charmant, witzig und ein begnadeter Tänzer zu sein. Aber diesen Alkoholpegel hatte ich an diesem Abend noch lange nicht erreicht.

Auf dieses Stadium folgte dann meist nur einen oder zwei Wodka später der Glaube, mein Genital sei plötzlich auf dreifache Größe angewachsen und mein Gesicht habe sich zu einer Mischung aus Goerge Cloney und Brad Pitt umgeformt. Leider stand ich mir dieser Meinung meist allein da.

Der DJ war sich für nichts zu schade und warf nun Boyzone in den Player. Ich wandte mich angeekelt ab und wollte mir einen Cocktail bestellen, stieß dabei jedoch eine junge Frau an. Genauer gesagt versank mein Ellenbogen einige Zentimeter weit in ihrer Oberweite, auf der ich dank Wunderbra mein Getränk bequem hätte abstellen können.

Sie kreischte empört auf und rief damit ihren Freund auf den Plan, einen kleinen, dafür aber breiten Glatzkopf, dessen Gesichtsausdruck an einen Pitbull kurz nach seiner Kastration erinnerte - voller Welthass.

»Ey«, sprach der abgebrochene Schwarzenegger mich an.
»Packst du meine Frau an?«

»Nein«, sagte ich eilig. »Nein, nein! Das war ein Versehen. Mit dem Ellenbogen.«

Er stierte mich unverwandt an und kam mir dabei so nah, dass ich an meinem Kinn vorbei auf ihn hinabblicken musste.

»Tolle Frau«, versuchte ich die Lage zu retten, aber er grunzte bloß. »Tolle Ti ... Frisur«, fuhr ich fort und wich einen Schritt zurück. »Nichts für ungut!«

Ich wollte mich wegdrehen, aber der Mann wirbelte mich am Arm mühelos herum, stieß mich gegen die Theke und holte aus. Während ich mich noch fragte, ob er jetzt hochspringen oder auf einen der Hocker klettern würde, um mich zu schlagen, sauste seine Faust auf meinen Bauch zu. Ich kniff die Augen zusammen und sah vor meinem geistigen Auge das Gesicht des letzten Glatzkopfs, der mich verprügelt hatte.

Während wir auf den Metallzaun zulaufen, der den Garten des Hauses von der Straße trennt, frage ich mich, wie ich in diese Lage geraten konnte. Aber als Petra dann beginnt hochzuklettern und ich ihr Hilfestellung leiste, indem ich mit beiden Händen gegen ihren festen, runden Po drücke, fällt es mir wieder ein: Testosteron.

Ich habe Petra in der Antifa kennengelernt, und sie ist anders als die anderen Mädchen da. Die sind damit zufrieden, in bunte Schals gehüllt bei Kräutertee beisammen zu sitzen, sich sehr über das Unrecht der Welt zu empören und mit geharnischten Briefen an die Regime dieser Welt die Todesstrafe abzuschaffen. Wenn sie der Aktionismus packt, verfassen sie Flugblätter und verteilen sie knallhart in der Fußgängerszene und selbstverständlich spenden sie jeden Pfennig Erlös der Antifa-Partys einem guten Zweck. Seit ich Kassenwart bin, heißt dieser gute Zweck oft Mofareparatur oder erotische Fortbildungsvideos.

Es ist überdies bezeichnend, dass an unserer Antifa-Clique kein einziger Ausländer beteiligt ist, wenn man von der Halbtalienerin Raffaella absieht. Wir hatten mal einen Afrikaner, aber der wollte lieber mit den Juppies rumziehen, denn die hatten Koks und wir nur billiges Gras.

Petra aber ist eine echte Macherin, die auch schon mal Graffitis auf Behördenwände sprüht oder Chez-Guevara-Plakate an die Polizeiwache klebt und deswegen auch schon eine Vorstrafe hat, obwohl sie dieses Jahr erst zwanzig wird.

Nun also klettern Petra und ich über den Zaun von Schmauchmeisters Wertstoffhof, um dem stadtbekanntem Nazi eine Lektion zu erteilen. Wir haben einige Plastikflaschen mit Rinderblut (natürlich Bio) in den Parker-Jackentaschen, mit dem wir Antifa-Parolen an die Wand seiner Lagerhalle schreiben wollen.

Mit einiger Mühe schaffe auch ich es über den Zaun und wenig später ziehen wir den Pinsel über die von Regenflecken graue Wand. »Jeder ist irgendwo ein Ausländer«, schreibe ich und die Buchstaben sehen aus wie die eines Vorschulkindes.

»Verreckt, ihr Nazischweine!«, schreibt Petra in kantigen, aggressiven Lettern, aus denen ihre Verachtung spricht.

»Nazis raus«, schreibe ich und male zur Verdeutlichung meiner Empörung ein großes Ausrufezeichen.

»Wer Hass sät, soll Hass ernten«, schreibt Petra und zeichnet einen Totenkopf dahinter.

Ich kann natürlich nicht zulassen, dass sie mich an Chuzpe übertrifft, schreibe: »Wir hängen euch an euren Hakenkreuzen auf!« und füge nach kurzem Zögern weitere drei Ausrufezeichen hinzu. Erst als ich zufrieden einen halben Schritt zurückgehe, erkenne ich, dass ich »Hackenkreuzen«

geschrieben habe. Ich übermale den überschüssigen Buchstaben eilig, aber nun sieht es aus wie »Halkenkreuze«.

Während ich noch nach einer Lösung suche (ich kann das Wort ja schlecht durchstreichen und drüberschreiben), legt sich eine kalte Pranke auf meine Schulter.

»Na, was wird das denn?«, fragt ein Bass, den ich eher im Bauch spürte als höre. »Was sind denn Halkenkreuze?«

Petra ruft: »Scheiße!«, lässt den Pinsel fallen und sprintet davon. »Lauf!«, ruft sie mir noch zu, aber als sich die Hand wie ein Schraubstock um meine Schulter schließt und diese beinahe darin verschwindet, muss ich die Fruchtlosigkeit jedes Fluchtversuches einsehen.

Ich werde herumgedreht und blicke in das vierschrötige Gesicht von Schmauchmeister Junior. Er trägt nur eine enge Boxershorts und Springerstiefel - offensichtlich haben wir ihn geweckt.

»Äh, ich ...«, sage ich, und weil ich ihm nicht in die Augen sehen kann, wandert mein Blick über die mit Ranken verzierte Tätowierung auf seiner Brust. Ein Hakenkreuz in einem Kreis, auf dem wiederum ein Adler sitzt. Darunter steht in Frakturschrift: »Meine Ehre heißt Treue«. Als er jetzt drohend die andere Faust hebt, leuchten schwarz auf seiner bleichen Haut die Buchstaben »HASS« von den Fingerknöcheln. Ich lasse meinen Blick an dem Arm entlangwandern, stutze kurz bei dem roten Herz auf seinem Oberarm, über dem in einem mit Rosen verziertes Banner »Mama« steht, und sehe ihm ins Gesicht.

»Dafür muss ich dich leider umbringen!«, verkündet er und im nächsten Moment kracht seine Faust auf meine Nasenwurzel. Der Treffer wirft mich von den Beinen und es wird kurz schwarz. Als ich die Augen wieder öffne, dreht sich Junior gerade weg und hält auf einen Müllcontainer zu, aus dem einige Eisenstangen herausragen.

»Euch werd ich helfen«, murmelt er vor sich hin, während ich mich mit pochendem Gesicht auf die Beine kämpfe. Ich muss weg hier, das ist klar, aber wie? Durch die geschwollene Nase kriege ich kaum Luft.

Als ich mit dem Handrücken das Blut von der Oberlippe wische, kommt mir eine verzweifelte Idee. Ich ergreife eine der Flaschen mit Rinderblut, schraube sie mit zitternden Fingern auf und erwarte Junior, der eine kurze, verrostete Eisenstange immer wieder in seine Handfläche klatschen lässt, während er auf mich zugeht.

»Keinen Schritt weiter!«, fordere ich. »Das hier ist Türkenblut!«

Junior stutzt und bleibt stehen. »Was?«

»Türkenblut! Von einem jüdischen Türken!«

»Willst du mich verarschen?« Er kommt einen weiteren Schritt näher und ich nehme all meinen Mut zusammen und werfe die Flasche mit Wucht auf den Nazi. Er schlägt sie mir der Stange auf der Luft, aber dabei schwappt ein Schwall Blut auf sein Gesicht und seinen Oberkörper.

Ich renne los, sehe mich nicht um, und erreiche den Zaun, ohne dass mich jemand zu Boden gerissen hätte. Hinter mir höre ich Schmauchmeister fluchen. Erst im dritten Anlauf schaffe ich es über den Zaun, keine Sekunde zu früh, denn knapp unter meinen Schuhen knallt der Schläger gegen die Stangen und versucht mich zu packen. Ich springe aus seiner Reichweite, suche eine Sekunde lang nach einem coolen Action-Einzeiler, den ich ihm um die rinderblutverschmierten Ohren hauen kann, aber dann macht er sich daran, ebenfalls über den Zaun zu klettern und ich nehme die Beine in die Hand. Während ich keuchend und mit vor Schmerzen beinahe explodierendem Kopf die Straße entlangrenne, beschließe ich, mich aus dem aktiven Antifa-Dienst zurückzuziehen und Briefe zu schreiben. Ir-

gendjemand muss die Amerikaner ja davon überzeugen, keine Gefangenen mehr hinzurichten. Wenn ich mich da reinknie, sollte das bis Ende des Jahres geschafft sein.

Ich erwartete den Schmerz, aber die Faust traf mich nicht. Stattdessen grunzte der laufende Meter wütend auf, so dass ich es riskierte, kurz zu blinzeln. Eine junge, atemberaubend hübsche Frau stand neben ihm. Sie war in ein blau schillerndes Kleid gehüllt, mit tiefem Ausschnitt und langen, weiten Ärmeln, das mich an Lady Marianne aus dem Disney-Film Robin Hood erinnerte. Dazu passten auch die fuchsroten Haare. Ihre Figur, um die sie jede Eieruhr beneidet hätte, erinnerte dagegen eher an Filme mit einer höheren Altersfreigabe.

Ihre Finger umfassten das Handgelenk des Mannes knapp hinter der Faust, die nur wenige Zentimeter vor meinem Bauch schwebte. Der Mann grunzte noch mal, aber es schien, als sei sein Arm wie versteinert. Die Frau beugte sich zu dem Kleinen herunter, was mir einen tiefen Einblick in ihr Dekolette erlaubte, in dem sich makellose, glatte Haut und die Wölbung ihrer Brüste offenbarte, und flüsterte ihm etwas ins Ohr. Es dauerte einen kurzen Augenblick, dann wurden die Augen des Mannes glasig, er lächelte dümmlich und senkte die Hand.

»Ja, das machen wir«, sagte er wie in Trance, nahm seine verwunderte Freundin bei der Hand und schob die Glasnudelblonde vor sich her zum Ausgang. »Kennst du die Schlampe?«, fragte sein Anhang schrill, aber der Schläger schien es gar nicht zu registrieren.

Während ich dem Geschehen noch nachsah, kam meine Retterin einen Schritt näher, streckte mir eine schlanke Hand hin und sagte mit voller, warmer Stimme: »Veronique!«

Nachdem einige Sekunden vergangen waren, in denen ich sie stumpfsinnig angestarrt hatte, wiederholte sie: »Vero-

nique! Das ist der Moment, wo du meine Hand nimmst und dich vorstellst.«

»Oh, sicher«, sagte ich und ergriff ihre Hand. Das Adrenalin der jüngsten Nahtoterfahrung ließ meine eigene so stark zittern, dass ich ihren Unterarm im Schwung versetzte. »Klaus«, sagte ich. »Klaus Holger.«

»Klaus-Holger?«, fragte sie.

»Äh, ja. Holger ist der Nachname«, sagte ich und musste einen Großteil meiner Konzentration darauf verwenden, nicht in ihren Ausschnitt zu starren.

»Aha«, sagte sie und löste mit der anderen Hand meine klammernden Finger, um das Händeschütteln zu beenden. Ich zog meine Hand eilig zurück, bemerkte, wie ich rot wurde und erklärte überflüssigerweise: »Klaus ist der Vorname.«

Sie sah mich einen Augenblick mit gerunzelter Stirn an, dann entblöbte ein neuerliches Lächeln zwei Reihen makelloser, weißer Zähne. »Ich trinke Gin-Tonic«, sagte sie und legte eine Hand auf meine Schulter.

»Aha«, sagte ich. »Und, schmeckt gut?«

Sie löste die Hand von meiner Schulter, um sich damit die Schläfen zu massieren. »Das wird eine lange Nacht«, murmelte sie und atmete tief durch, was spannende Bewegungen unter dem Kleid auslöste. Dann hob sie den Kopf wieder und sagte, mit einem mittlerweile angestrengten Lächeln: »Du sollst mir einen Gin-Tonic ausgeben!«

»Oh«, sagte ich und endlich holten meine trägen, in Adrenalin und Testosteron getränkten Gedanken die rasanten Ereignisse soweit ein, dass ich wieder handlungsfähig wurde. »Klar, gern«, beeilte ich mich zu erwidern und wirbelte zur Theke herum, um das Gewünschte zu bestellen - und für mich einen großen dreifachen Wodka mit Eis.

Während ich auf die Drinks wartete, beschlich mich ein ungutes Gefühl. Was wollte so eine Hammerfrau mit einem

Typen wie mir? Sicher, die hübschesten Frauen waren oft mit den letzten Krampen zusammen, aber die hatten dann meist Geld. Mein erster Gedanke war, dass Hannes ein Edel-Callgirl für mich bestellt hatte, um sich am nächsten Morgen darüber schlappzulachen. Selbst ich wäre jedoch nicht so dämlich, eine solche Frau zu fragen: »Entschuldige, nur um sicherzugehen: Bist du eine Nutte, die mein Freund auf mich angesetzt hat?«

Also nahm ich die Getränke entgegen, drehte mich um und suchte den Raum ab.

»Danke«, sagte sie, nahm mir das Glas ab und folgte meinem Blick. »Was suchst du?«

»Die Kamera.«

Als sie nur fragend den Kopf schieflegte, erklärte ich: »So eine wunderschöne Frau wie du würde mich doch nie ansprechen. Das muss versteckte Kamera sein.«

Sie lachte und legte eine Hand auf meinen Unterarm, strich sich dann die Haare aus dem Gesicht. »Du bist süß, Holger ...«

»Klaus«, verbesserte ich.

»Klaus«, wiederholte sie und kam näher, sah mir tief in die Augen. Im ersten Moment wirkten sie hellgrün, aber je länger ich hineinsah, umso dunkler schienen sie zu werden.

»In dir steckt mehr, als du selbst ahnst«, sagte sie mit kehliger, sinnlicher Stimme und ihre Augen wirkten nun fast schwarz. In meinem Kopf klang ihre Stimme mit einem eigenen Echo nach, rhythmisch untermalt von meinem dumpfen Herzschlag, der nun, nach mehreren Minuten Dauerstakkato, wieder langsamer wurde. »Ich möchte dein Potenzial entfalten.«

Ich biss mir auf die Zunge, bis ich Blut schmeckte, um den in der Luft liegenden Witz nicht zu reißen. Die Schmerzen lohnten sich, denn sie lächelte mir vielsagend

zu, nippte an ihrem Drink und leckte sich dann verführerisch über die Lippen.

Ich fühlte mich wie ein Kaninchen, das von der Schlange hypnotisiert wurde. Einer Schlange, die ich um alles in der Welt ins Bett kriegen musste. Der Gedanke an Sex mit Reptilien riss mich weit genug aus meiner Trance, um ein »Danke«, zu murmeln. Ob ich damit in größerem Maße ihr Kompliment meinte, oder zu Gott sprach, der mir diese süße Frucht in den Schoß warf, weiß ich nicht zu sagen.

In diesem Moment schob sich eine Schnurbartspitze in mein peripheres Sichtfeld und Hannes schnarrte: »Geiles Gerät!«

»Äh, Hannes«, stellte ich vor, während sich mein Freund der Hand meiner jungen Verehrerin bemächtigte, einen Handkuss mit bierfeuchtem Schnurrbart darauf presste und »Auschante« sagte. Er meinte enchanté.

»Hannes, das ist ...« Mir wurde schlagartig eiskalt. In meinem Magen ballte sich genug Frost zu einem Klumpen zusammen, dass ich meinen Verdauungstrakt als Kulisse für den nächsten Ice-Age-Teil hätte vermieten können. Ich Vollesel hatte doch tatsächlich ihren Namen vergessen.

Hannes sah mich an, die Wunderschöne sah mich an und beide wurden zunehmend ungeduldiger.

»Ihr wollt mich doch wohl verarschen«, schnappte die Frau, sprach dabei aber über die Schulter, als wolle sie jemanden schelten, der in ihrem Rücken stand. Als weitere drei Sekunden ins Land strichen, ohne dass mein schockgefrostetes Hirn auch nur eine Silbe ihres Namens preisgegeben hatte und nun auch jeder Rettungsversuch wie ein »Das ist die Mutter meiner zukünftigen Kinder« vergebens war, seufzte sie, wischte sich den Handrücken am Kleid trocken und sagte: »Veronique. Mein Name ist Veronique.«

»Natürlich«, rief ich und wollte mir mit der Hand vor die Stirn schlagen, benutzte dazu aber die Rechte, die noch immer meinen Wodka hielt. Ich war sehr stolz darauf, dass ich nicht allzu laut schrie, als der Alkohol mir in die Augen spritzte und sich wie Salzsäure darin ausbreitete.

Durch tränende Augen sah ich, wie Hannes der Frau seine Karte zusteckte und ihr beinahe mitleidig die Schulter tätschelte. »Ich bin dann mal weg«, erklärte er mir, während er mir einigermaßen unauffällig einen Hunderter in die Tasche steckte. »Die Mädels glauben mir nicht, dass ich fünf Minuten die Luft anhalten kann.«

»Kannst du doch auch nicht«, sagte ich mit belegter Stimme und rieb mir die Augen.

»Ist doch scheißegal. Hauptsache ich hab die erstmal im Whirlpool.«

Er klopfte mir auf den Arm, ging an mir vorbei, streckte dann aber noch mal den Kopf über die Schulter und flüsterte mir zu: »Wenn die Alte sich jetzt nicht verpisst, dann heirate die!«

Damit war Hannes verschwunden. Ich blinzelte noch einige Male, klopfte mich nach einem Taschentuch ab und nahm auch dies noch von Veronique entgegen, als ich keines fand. Nachdem ich mir ausgiebig die Nase geputzt hatte, ohne mich abzuwenden (schlimmer konnte ich es eh kaum noch machen) und sie aus brennenden Augen anblinzelte, lächelte sie zu meiner Überraschung wieder.

»Du bist echt ein totaler Verlierer«, sagte sie, aber ihre Stimme klang freundlich. »Vielleicht ist das sogar gut so.«

»Ja, ich danke dem Herrn jeden Tag auf Knien dafür«, gab ich etwas pampig zurück.

»Tanzen!«, befahl sie und zerrte mich zu *Rhythm Is A Dancer* auf die Tanzfläche. Nun tanzte ich schon zu der Musik, die ich mag, bestenfalls wie ein Teddybär mit Kinderlähmung,

aber die schnellen Schläge dieser Technohymne überforderten mich völlig. Erst versuchte ich mit den Bässen mitzukommen, was sich anfühlte wie der *Grand-mal*-Anfall eines Epileptikers, dann wog ich mich zum Gesang, was mir nach wenigen Augenblicken jedoch erheblich zu schwul erschien, wenn ich heute noch bei Veronique landen wollte. Also beschränkte ich mich auf die Grundlagen. Schritt nach rechts, Bein ran, Schritt nach links, Bein ran. Wenigstens klatschte ich dabei nicht.

Veronique hingegen schien auf der Musik zu schweben. Ihre Hüften kreisten, sie fuhr sich durch das Haar, um die Hände dann an ihrem atemberaubenden Körper hinabgleiten zu lassen. Sie drehte sich auf der Stelle, ging leicht in die Knie und warf ihren Kopf dann nach hinten, wobei ihre Haare nur Millimeter vor meinem Gesicht durch die Luft schwirrten und ihren betörenden Duft mitbrachten.

Diese Kombination - bei ihr ein erotisierender Schleiertanz, bei mir Benjamin Blümchen auf Speed - setzte sich durch Haddaways *What Is Love* fort, und als dann auch noch Culture Beats *Mr. Vain* aufgespielt wurde, bekam ich eine Idee davon, wie sich Prometheus am Felsen gefühlt haben musste. Ich wusste nur nicht, welchen Gott ich angepisst hatte, um so gestraft zu werden.

Endlich wummerte sich das Lied dem Endakkord entgegen und trotz meiner minimalistischen Tanzroutine hatte ich bereits ordentlich zu schwitzen begonnen.

Die ersten Töne von *Who wants to live forever* ließen mich Atem und Hoffnung schöpfen, doch dann rührte nicht etwa Freddy Mercury los, sondern Dune trällerte sich in die ersten Verse. Bevor ich endgültig an einen Voodoofluch glauben konnte, glitt Veronique nah an mich heran, schlang ihre Arme um meinen Hals und begann sich sanft zu wiegen.

Ich umfasste sie, widerstand nur mit Mühe dem Drang, sie fest an mich zu pressen, und folgte ihren Bewegungen. Ihr

Duft stieg zu mir auf, und als sie ihren Kopf an meine Brust legte, war ich bereit, all mein Hab und Gut an die Armen zu verteilen und in ein Kloster zu ziehen, wenn ich nur dieses eine Mal meine Chancen nicht versaute.

Sie blickte zu mir auf, lächelte verführerisch und stellte sich dann auf die Zehenspitzen, um für einen winzigen Moment mit ihren Lippen beinahe meinen Mund zu berühren. Doch dann umfasste sie grob meinen Kiefer, drehte meinen Kopf zur Seite und wisperte mir ins Ohr: »Lass uns woanders hingehen!«



VIERTES KAPITEL: EKSTASE (Liebchen mein)

Wenig später zog Veronique mich in ein Taxi und fragte: »Zu dir?«

Ich erstarrte kurz. Ich konnte sie auf keinen Fall in meine verranzte Wohnung bringen. »Hier rechts siehst du meine Schimmelschwammsammlung, dort vorne kannst du den Ausblick auf eine rote Nachkriegsmauer genießen und hier geht es in mein Schlafzimmer ... beachte den Geruch nicht weiter, ich habe irgendwo eine Pizza verlegt.«

»Ich habe die Handwerker da«, sagte ich darum und war mehr als erleichtert, als sie dem Taxifahrer eine Adresse nannte. Der Mittvierziger mit Halbglatze und gelblichem Schweißrand am Hemdkragen grinste anzüglich und fuhr los.

»Öh ... wohnst du in ...«, setzte ich an, aber da schlang Veronique ein Bein über mich, wobei ihr Kleid hochrutschte und halterlose Strümpfe an perfekten Beinen offenbarte.

»Halt die Klappe«, schnurrte sie und ihr warmer, weicher Körper bedeckte mich. Dann trafen unsere Lippen sich und ihre Zunge schoss forsch in meinen Mund, tanzte spielerisch herum, während sie ihr Becken in gleichmäßigen Bewegungen vor- und zurückschob.

Zum ersten Mal seit neun Monaten hatte ich eine Erektion und dann gleich eine, mit der man Nägel hätte einschlagen können. Ich erwiderte ihren Kuss gierig, ließ meine Hand über ihren Oberschenkel gleiten, stützte mit der anderen ihren Rücken und ließ sie zu ihrer vollen, festen Brust herumfahren. Als ich zupackte, stöhnte sie auf, warf den Kopf zurück und ich küsste ihren langen, makellosen Hals, glitt daran hinab, bis zu ihrem Dekolleté und ... bekam einen verbalen Tritt in die Weichteile, als der Taxifahrer mit verschleimter Raucherstimme verkündete: »Da simmer schon. Elf-fuffzich machdas.«

Ich zahlte mit einem Zwanziger und ließ mich bereitwillig in ein Wohnhaus ziehen, das über eine eigene Zufahrt und eine Menge mit Chrom besetzte Bereiche verfügte.

»Bist du reich?«, fragte ich verwundert.

»Steinreich«, antwortete Veronique und setzte mit einem Zwinkern hinzu: »Und um Mitternacht verwandele ich mich in einen Frosch.«

»Ist mir egal«, sagte ich. »Ich würd' dich trotzdem vögeln.«

Kurz kam die Erotik ins Wanken, als uns beiden bewusst wurde, was ich gesagt hatte. »Also nicht, dass ich mit Tieren ... und schon gar keine Amphibien ...«, versuchte ich zu retten. »Ich meine ...«

»Halt die Klappe«, sagte die Frau meiner feuchten Träume bestimmt und schob mich in den Aufzug. Während wir nach oben fuhren, küssten wir uns erneut und sie schlang ihre Beine um meine Hüfte. Gern würde ich behaupten, dass sie leicht wie eine Feder war, und tatsächlich konnte sie höchstens halb soviel wiegen wie ich, aber ein Jahr ohne jede Bewegung hatte meinem Rücken nicht eben gut getan. Etwas knackte und ein stechender Schmerz durchzuckte mich, so heftig, dass ich Veronique fallen ließ.

Sie landete auf dem Po und schaute erst verdutzt, dann wütend zu mir auf: »Hast du sie nicht mehr alle?«

»Mein Rücken!«, beschwerte ich mich.

Sie sprang behände auf die Beine und stieß mich gegen die Fahrstuhlwand. »Willst du sagen, ich bin zu fett?«

»Nein«, wimmerte ich verzweifelt. Der Schmerz ließ langsam nach. »Ich bin zu schwach.« Prima, genau das wollte eine Frau von einem potenziellen Liebhaber hören. Ich bin ein Weichei, das unten liegen muss.

»Mann, du machst es mir echt nicht leicht«, seufzte sie und schob mich durch die sich öffnende Fahrstuhltür hinaus, durch einen Eingang, der mit einem Zahlenschloss gesichert war in eine Wohnung, bei der sogar Hugh Hefner vor Neid Pipi in die Augen bekommen hätte. Ein abgesenkter Wohnbereich mit metergroßem Flachbildschirm und runder Couch bildete das Zentrum, umringt von einem Essbereich mit filigranen Möbeln, einer sautreuren Markenküche in Echtholz und einem Balkon, von dem man über die ganze Stadt blicken konnte. Moderne Kunst hing an den Wänden und moderne Skulpturen (oder vergessener Sperrmüll) standen herum.

Veronique sagte: »Nimm dir einen Drink«, wies wage in die Richtung einer beleuchteten Bar und verschwand in einem Nebenzimmer. Sekunden später kam sie wieder heraus, erklärte: »Bad ist da drüben« und glitt durch eine andere Tür.

Ich nahm mir einen Whiskey, bei dem schon die Flasche so edel war, dass ich Angst hatte, sie zu beschmutzen. Ich entschied mich in einem akuten Stilanfall gegen Eis, ließ die rauchig-torfige Note meine Kehle herunterrinnen und erkannte: Je teurer der Whiskey, umso beschissener schmeckte er. Während ich eilig mit einer Sprite nachspülte, kam Veronique wieder ins Zimmer. Sie trug nur noch ihre hoch-

hackigen Schuhe, die Strümpfe und einen Hauch aus Seide, der schon unter meinen Blicken zu reißen drohte. Ihre vollen Brüste, der runde Po und der flache Bauch zeichneten sich darunter so deutlich ab, als habe man sie in einen Nacktscanner gestellt. Sie lehnte sich lasziv gegen den Türrahmen und hauchte: »Hier bin ich. Zeig mir, dass du ein Jäger bist!«

Eine animalische Gier stieg in mir auf. Ich warf das Glas hinter mich, stürmte mit langen Schritten durch den Raum, packte Veronique und warf sie mir über die Schulter. Die Rückenschmerzen waren vergessen, mein Blut pulsierte mit übermenschlicher Kraft durch meine Adern. Ich würde dieser Frau zeigen, zu was ein richtiger Mann fähig war.

Veronique jauchzte, als ich sie herumwirbelte, doch ihre Freude erhielt einen Dämpfer, als ich sie versehentlich mit dem Kopf gegen den Türrahmen schlug.

»Oh mein Gott, das tut mir so leid ...«, sagte ich entsetzt, doch sie rief: »Mach weiter! Mach bloß weiter!«

Ich warf sie auf das mit Seidenlaken bezogene Bett, riss mir mit einem Ruck das Hemd vom Leib, strampelte die Schuhe ab und warf mich auf sie. Zuerst rieb sie sich noch mit verkniffenem Gesicht den Kopf, doch als ich besitzergreifend ihre Hüften umfasste, sie an mich zog und meinen Mund auf ihren Hals presste, wurde aus ihrem Murren ein lustvolles Keuchen. Ich umfasste ihre Brust, krallte dann meine Hand in ihr Seidenoberteil und fetzte es ihr mit einer Kraft vom Leib, die ich mir selbst nicht zugetraut hätte. Ich hätte mich darüber gewundert, aber in diesem Moment glitt ihre Hand zwischen uns und umfasste fordernd den ehemaligen Leistungsverweigerer.

Der Rest der Nacht war ein wilder Reigen der Lust, ein Wechsel zwischen fast tierhafter Wildheit und verspielter Zärtlichkeit. Ich hatte nie im Leben eine so tolle Frau im Bett gehabt, und ich war überzeugt, dass ich selbst nie im

Leben eine so überzeugende Vorstellung als Liebhaber geliefert hatte. Als wir erschöpft in die schweißnassen Laken sanken, erinnerte ich mich in dem kurzen Moment zwischen Wohlgefühl und Schlaf versöhnlich an die schlimmste Liebesnacht, die ich jemals erleben musste.

»Coole Party«, murmele ich, während ich mich an den verkifften Mitbewohnerinnen und deren Freunden vorbei in Rosamunde-Gutelindes Zimmer drücke, wo sie mich bereits auf dem Bett (oder richtiger: Futon) erwartet. Leider nicht im Neglige und lasziver Pose, sondern noch immer im braunen Wickelrock und Rollkragenstrickpullover. Wenigstens die Birkenstock hat sie abgelegt. Ich mustere die klobigen Dinger und stelle mir plötzlich vor, wie es aussehen würde, wenn Birkenstock Pumps produzierte. Das entlockt mir einen keuchenden Lachanfall. Vielleicht hätte ich es mit den Haschkeksen doch etwas langsamer angehen lassen sollen.

»Was ist denn so komisch?«, fragt sie und ich winke ab:
»Nix!«

Ich setze meinen Schlafzimmerblick auf (von dem mir erst viel später verraten werden sollte, dass er mich wirken lässt, als müsse ich dringend aufs Klo) und pirsche mich an sie heran. »Ich habe Wein«, verkünde ich und hole die Schraubflasche und zwei Plastikweingläser hinter dem Rücken hervor, die ich unter Einsatz meines Lebens aus der Küche entführt habe.

»Ne, du, ich trink ja nix“, verkündet sie, klopft aber neben sich auf den Futon und ich folge eilig, lande nicht richtig auf der Kante und purzele zu Boden. Obwohl ich mir den Kopf stoße, finde ich auch das unglaublich komisch und ziehe mich lachend aufs Bett. Rosa verzieht keine Miene, küsst mich aber, als ich es endlich auf den klumpigen Futon ge-

schaft habe. Ich packe sie, voller informatikstudentischer Ungeduld, küsse sie und stecke ihr die Zunge in den Hals.

Sie quiekt, zieht den Kopf zurück und sagt: »Ne du, keine Zunge, ich nehm' doch kein Fleisch in den Mund.«

»Oh«, sage ich und verabschiede mich schon mal von einem weiteren Highlight, dass ich mir für diese Nacht erhofft hatte.

Wir küssen uns noch eine Weile wie Klosterschwestern, bis ich meine Fassung weit genug wiedergefunden habe, um langsam meine Hand unter den Pullover gleiten zu lassen. Er ist aus Naturwolle und kratzt wie ein Topfschwamm. Kurz bevor ich ihre Brust erreiche, hält sie meine Hand fest.

»Du, ich muss erstmal in Stimmung kommen«, erklärt sie. »Willst du was für mich tun?«

»Alles«, sage ich und es erschreckt mich ein wenig, wie ernst ich das meine. Meine Erektion presst sich schmerzhaft in die vor wenigen Stunden noch in der Badewanne eingeschrumpfte Jeans.

Ihr Atem geht sofort schneller und sie beugt sich vor, so dass sie über meinen ausgestreckten Beinen liegt. »Spanking!«, freue ich mich und will ihr schon die Hose herunterziehen, da richtet sie sich wieder auf und drückt mir ein Buch in die Hand. *Rilke: Seine schönsten Gedichte*

»Lies mir vor!«, fordert sie schwer erregt und lässt sich auf den Rücken fallen.

Ich warte einen Augenblick darauf, dass sie den Scherz auflöst, aber sie windet sich nur voller Vorfreude und so beginne ich zu lesen: »Wer, wenn ich schrie, hörte mich denn aus der Engel Ordnungen? Und gesetzt selbst, es nähme einer mich plötzlich ans Herz: ich verginge von seinem stärkeren Dasein.«

Während ich mich durch die Lyrik des Altmeisters quäle, beginnt Rosa zu stöhnen, fasst sich zwischen die Beine

und schiebt die Hand unter den Pullover. Das nun wiederum gefällt mir gut, aber ich kann es nur aus den Augenwinkeln beobachten, wenn ich im Halbdunkel nicht in den eng gesetzten Zeilen verrutschen will.

Nach vier Seiten halte ich es nicht mehr aus. Ich werfe das Buch beiseite und stürze mich auf Rosa, die nun deutlich williger erscheint.

»Doch alles, was uns anrührt, dich und mich, nimmt uns zusammen wie ein Bogenstrich, der aus zwei Saiten eine Stimme zieht«, zitiert sie und schält sich aus dem Pullover, um darunter lange Winterunterwäsche zu offenbaren. Ist die Frau am Äquator aufgewachsen, dass sie bei 25 Grad friert? Egal, auch aus dieser Dämmung habe ich sie schließlich heraus und natürlich trägt sie keinen BH, so dass wir gleich zu Sache kommen könnten.

Doch da springt sie auf und ruft: »Warte mal!«

Da sie auf dem Weg zum Kassettenrekorder aus dem Wickelrock schlüpft, habe ich wenigstens einen einigermaßen erfreulichen Anblick, als sie sich zu dem Gerät herunterbeugt und ihn einschaltet. Sicher, weiße Omaunterhosen sind nicht eben mein Fetisch, aber die Drogen helfen!

»Darf ich Ihnen unsere Visitenkarte geben?«, schallt aus den Lautsprechern.

Ich blicke sie entgeistert an: »Was ist das denn?«

»Die drei Fragezeichen«, sagt sie mit vor Wollust geröteten Wangen und der Kassettenrekorder präzisiert: »Wir lösen jeden Fall!«

»Justus Jonas macht mich total scharf!«, erklärt sie und klingt dabei nicht einmal verschämt.

»Mich nicht«, erkläre ich ihr. »Mach doch lieber Musik.«

Sie schaut mich kurz an, scheint abzuschätzen, ob ich den Kompromiss wert bin, und trifft dann eine Entscheidung zu meinen Gunsten. Sie legt eine andere Kassette ein

und ruft damit laute, dröhnende Trommeln und laienhaft gespielte, verstimmte Blockflöten ins Zimmer. Das Tempo dieser Geräuschketten (Musik kann ich es einfach nicht nennen) variiert so sprunghaft und unregelmäßig, dass ich schon im Vorfeld ahne, dass sie mein Timing nicht wirklich verbessern wird.

Rosa kommt nun aufs Bett zugehüpft, was mich die Musik für einen Augenblick vergessen lässt, gleitet auf meinen Schoß und streckt sich zu einem Regal, was ihre Brüste genau vor meinen Augen baumeln lässt. Ich greife beherzt zu und sie erhebt keinen Einspruch.

Doch dann legt sie unmittelbar neben meinem Kopf eine riesige Tigerente ab. Das Biest muss ein chinesisches Imitat sein, denn ihr Lächeln erscheint wie ein böses Grinsen und auch die Farben stimmen nicht.

»Das ist Robert«, erklärt sie. »Hab ich von meinem Papa. Der guckt immer zu.«

»Dein Papa?«, frage ich entgeistert und erwarte, dass die Tür aufgeht und ein gediegener Oberstudienrat mit einem Klappstuhl und einem Kaffeebecher hereinkommt, um mir danach Noten zu geben.

»Nein, Dummchen«, lacht Rosamunde-Gutelinde. »Robert hier.«

Ich schaue sie einen Augenblick an, dann auf die Ente, dann zwingen mich, nur ihre Brüste zu sehen und zu fühlen, aber es nutzt nichts.

Rosa schaut an mir hinab und sagt, halb mitfühlend, halb amüsiert: »Das macht doch nichts. Das kann jedem Mal passieren!«

Als ich erwachte, war es noch tiefste Nacht. Ich blinzelte aus den samtigen Tiefen wohliger Erschöpfung schlaftrunken zu Veronique hinüber, die mit angezogenen Beinen nackt auf

meiner Hand saß, so dass meine Handfläche eine ihrer Backen umfasste, und leise, unverständliche Silben murmelte. Ihr rotes Haar umringte ihren erhitzten Kopf wie eine Krone aus Fuchsfell und ihre Brust wölbte sich rund und perfekt als Silhouette gewordenes Bild weiblicher Sinnlichkeit mit steifem Nippel in die Nacht. Obwohl mein Kopf sich offenbar gerade zum Dichter mit blumigen Metaphern berufen fühlte, wollte mein Schwanz wie immer nur das eine. Ich beschloss, ihm nachzugeben und hob die Hand, um sie sanft über den Rücken der Liebegöttin neben mir gleiten zu lassen.

»Du bist heiß, soll ich mal oral Fieber messen?«, murmelte ich schlaftrunken.

Veronique zuckte zusammen, sah erschrocken zu mir hinab und sagte: »Scheiße!« Dann holte sie aus und schlug mir mit voller Wucht die Faust ins Gesicht. Zwei Gedanken huschten durch meinen Geist, bevor mir ihr Hieb die Lichter ausknippste. Der eine war: »So schlecht war der Spruch nun auch wieder nicht« und der andere: »Ich bin ziemlich sicher, dass ihre Augen nicht golden leuchten sollten!«

Als ich wieder zu mir kam, lag ein sirenenartiges Geräusch in der Luft. Entweder hatte ein Muhezin bei seinem Ruf vom Minarett mit massiven Rückkopplungen zu kämpfen, oder es wurde gerade ein Test der Luftschuttsirenen durchgeführt.

Auf jeden Fall waren es etwa einhundert Dezibel mehr, als meine Kopfschmerzen brauchten, um zu florieren. Schwarze Punkte schwankten vor meinen Augen, als ich die verklebten Lider endlich aufbekam. Das an- und abschwellende Geräusch hatte jedoch eine biologische Quelle: Eine ältere Dame in dickem Pelzmantel und mit Pelzmütze auf dem Kopf stand am Fußende des Bettes und kreischte, was die Lungen hergaben. Ihr mehrfach geliftetes Gesicht hatte dabei einen so böartigen Ausdruck, dass man ihr zutraute, die

Nerze für den Pelz eigenhändig erdrosselt oder unter ihren kissendicken Silikonlippen erstickt zu haben.

»Pscht«, versuchte ich sie zum Schweigen zu bringen und richtete mich auf. Ein doppelter Fehler, wie sich herausstellte. Zum einen zeugten die schwarzen Punkte vor meinen Augen munter Nachwuchs und mir wurde erst schwindelig und dann schlecht. Zum anderen rutschte dabei die Decke von mir herunter und offenbarte mich der Alten in aller adonischen Nacktheit. Ihr Gekreische wurde eine Oktave höher. Es hätte mich nicht gewundert, wenn im nächsten Moment Fledermäuse gegen die Scheibe des Schlafzimmers geknallt wären, angelockt von den schrillen Frequenzen der Wuchtbrumme.

»Ruhe!«, keuchte ich und stützte mich auf dem Bettgestell ab, um auf die Beine zu kommen. Als die Alte zwar zurückwich, ihr Lärmen aber nicht einstellte, rief ich lauter: »Ruhe!«

Die Frau verstummte, griff in eine Guccihandtasche und zog eine Pfefferspraydose heraus. Zu meinem Glück hatte sie ihre Lederhandschuhe (vermutlich aus der Kopfhaut weißer Babyrobber genäht) noch an, weswegen es ihr misslang, die Schutzkappe abzuziehen. Ich torkelte vor, um ihr die Waffe aus der Hand zu schlagen, was mir gelang, aber nicht ohne weitere Übelkeitswelle. Ich blickte mich verzweifelt um, sah eine hohe weiße Vase und schaffte es im letzten Moment, dorthin zu schlittern.

Während ich mich in die Dekoration übergab, fing die Frau an, mir unter lautem Schimpfen immer wieder ihre Handtasche auf den Hinterkopf zu donnern, so dass meine Stirn mehrere Male gegen die Porzellankante knallte.

»Schatz, lass gut sein«, sagte eine ruhige, gesittete Männerstimme und tatsächlich ließ die Furie von mir ab. Ich blickte mich nach meinem Retter um, der sich als Rosine

auf zwei Beinen herausstellt. Er war klein, faltig wie ein zerknülltes Papiertaschentuch und dunkle Altersflecken erweckten den Eindruck, jemand habe ihm die Weltkugel auf den kahlen Kopf tätowiert. Mit zitternder Hand richtete er eine uralte Pistole auf mich und fragte, durchaus höflich: »Hätten Sie die Güte, mir zu erklären, was Sie in meiner Wohnung machen? Ein Dieb sind sie vermutlich nicht? Falls doch, muss ich Sie beglückwünschen. Sie werden dann wohl als das dümmste Exemplar ihrer Gattung in die Geschichte der Zunft eingehen - posthum natürlich.« Er lud die Luger durch.

»Äh«, keuchte ich, wischte mir den Mund ab und rückte etwas von der übelriechenden Vase weg. »Wieso Ihre Wohnung?«

Der Alte musterte mich von oben bis unten und fragte: »Was glauben Sie denn, in wessen Wohnung gekommen zu sein sie das Pech zu haben verdammt waren und behufs welcher Absichtlichkeit Sie hier zu residieren die Stirn haben?«

Ich blinzelte einige Male und musste dann zugeben: »Das habe ich jetzt nicht verstanden.«

»Offensichtlich Prekariat«, verkündete der Mann seiner Frau und sagte dann langsam, als spräche er mit einem Kind: »Was glauben Sie, wo Sie hier sind und wer sind Sie?«

Ich berichtete ihm beides. Das geriatrische Traumpaar sah mich verwundert an und tauschte dann einen Blick.

»Sie hat also eine wunderschöne Dame in unsere Wohnung gebracht, um wilden Sex mit Ihnen zu haben, und hat sie dann allein gelassen?«, fragte der Mann ungläubig.

»Genau«, erklärte ich und robbte langsam zum Bett, um nach meinen Sachen zu suchen.

»Sie?«, fragte die Frau, und sie hätte nicht zweifelnder klingen können, wenn ich ihr versprochen hätte, ihr strohiges Haar zu Gold zu spinnen.

»Ja doch«, betonte ich.

»Eine hübsche Frau?«, vergewisserte sich die Alte.

»Ja-ha!«

»Nehmen Sie Drogen, junger Mann?«, wollte der Alte wissen.

»Kein Grund beleidigend zu werden.« Langsam ließen die Schmerzen weit genug nach, damit ich mir des Ernstes der Lage bewusst werden konnte. »Ich kann es ja selbst kaum glauben.«

Der Alte nickte einige Mal langsam, dann ließ er die Waffe sinken und erklärte: »Das ist eine so haarsträubend dämliche Geschichte, dass ich geneigt bin, sie zu glauben.«

»Dann kann ich gehen?«, fragte ich hoffnungsvoll.

»Natürlich nicht«, sagte der Alte. »Wie gedenken Sie das angerichtete Tohuwabohu finanziell zu entgelten?«

»Öh«, sagte ich und beeilte mich, die Hose hochzuziehen. Wenn ich schon sterben musste, wollte ich wenigstens Beinkleider tragen. »Ich habe kein Geld.«

»Entleeren Sie ihre Taschen«, forderte die Alte und der Opa hob die Waffe wieder. Ich folgte der Anweisung eilig, warf alte Taschentücher, eine ungeöffnete Kondompäckung (was eine Menge weiterer Fragen aufwarf, über die nachzudenken den Weg in den Wahnsinn zu beschreiten hieße), einen alten Dichtungsring und geschätzte zwanzig Euro in kleinen Münzen aufs Bett.

»Nun, das wird nicht reichen. Vielleicht sollte ich sie einfach erschießen, das verspräche amüsant zu werden.«

»Nein, nein, nein!«, flehte ich und hob abwehrend die Hände. »Ich mache alles, was sie wollen.«

Der gehässige Blick, den die beiden Scheintoten sich daraufhin zuwarfen, ließ mich Schreckliches ahnen, und als die Alte dann auch noch anfing, ihre Klamotten abzulegen, wurde mir erneut übel. Doch sie beendete ihren Striptease

of Death bei ihrem tief ausgeschnittenen Kleid. Ihr Mann war unterdessen zur sauteuren Stereoanlage geschlurft und wenig später donnerte ein feuriger Bosa Nova aus den Lautsprechern.

Die nächsten zwei Stunden verbrachte ich damit, meine Schulden abzutanzen, die pergamentene Haut der alten Dame unter meinen Händen, ihre betäubende Parfümwolke stets in der Nase. Als mich der Senior endlich mit einem wortlosen Kopfnicken entließ, und ich an unzähligen Koffern vorbei aus dem Haus floh, war mir sogar die vom Berufsverkehr abgaseschwängerte Morgenluft eine duftende Erleichterung.

»So eine Schlampe!«, murmelte ich grimmig vor mich, als die runzelige Haut weit genug aus meinem Geist gewichen war, dass ich wieder an Veronique denken konnte. »Aber warte, man sieht sich immer zweimal im Leben.« Der Gedanke daran, ihre glatte Haut und ihren zarten Duft noch einmal genießen zu dürfen, brachte trotz meiner desolaten Gesamtlage ein Ziehen in meine Lenden. »Veronique«, säuselte ich versonnen. »Na warte, du Luder!«

In diesem Augenblick kamen die Zweifel, ob nicht Hannes mir doch irgendeine üble illegale Voodoo-Droge vom schwarzen Kontinent unter die Drinks gemischt hatte. Der gestrige Abend war einfach zu gut gewesen, um wahr zu sein, bestand mein Leben doch normalerweise aus einer Aneinanderreihung dampfender Ausscheidungen. In diesem Moment führ ein Laster durch die große Pfütze unmittelbar vor mir und nässte mich von oben bis unten ein.

»Quod errat demonstrandum«, rief ich laut und wischte mir die braune Brühe aus dem Gesicht.

Ein Jugendlicher, vermutlich auf dem Weg zur Schule, sah mich fragend an doch ich blaffte bloß: »Kauf dir ein verdammtes Lateinbuch!« und stapfte los, wohl wissend, dass

ich kein Geld für Bus oder Taxi mehr besaß und darüber hinaus nicht einmal ahnte, wo ich mich befand. Und trotz allem, war es die Nacht mit Veronique wert gewesen. Ich musste sie wiedersehen!



FÜNFTES KAPITEL: CUJO (Angelika)

Ich brauchte drei Stunden, bis ich zuhause ankam, was vorrangig daran lag, dass ich mich zwischendurch immer mal wieder aufwärmen musste. Trotzdem waren die nassen Sachen praktisch steifgefroren, als ich mich in meiner prächtigen Einzimmerrüllhalde herausschälte und unter die Dusche stieg. Eine halbe Stunde später verließ ich sie wieder, die Haut wie Origami gefaltet, aber immerhin einigermaßen aufgewärmt – nur um dann zu erkennen, dass mein Kühlschrank vollkommen leer war.

Nein, das stimmte nicht ganz: Eine einzelne Scheibe Käse lag noch in ihrer Plastikverpackung. Ich holte sie heraus und bewunderte die Symmetrie des Verfalls: Die Ränder waren von dichtem, weißem Schimmel bedeckt, aber die Mitte war kreisrund ausgetrocknet und hatte sich hochgebogen, bevor der Schimmel sie erreichen konnte.

Mein Magen knurrte beim Anblick der Käseleiche. »Du willst mich wohl verarschen!«, wies ich ihn zurecht und beugte mich hoffnungsvoll über meine Kleingeldschale. Sie enthielt, so stell ich nach sorgsamer Bestandsaufnahme fest, drei Euro und siebzehn Cent.

»Das wird ein opulentes Mahl«, versprach ich meinen Innereien, die zum Glück keine Ironie verstanden, da spielte mein Billighandy eine nervenzermürende Dreitonimitation von Beethovens Neunter. Ich zog es aus den mittlerweile aufgetauten Klamotten und sah darauf. Der Kalender, der ganzen zehn Terminen Platz bot, bevor er um mehr Speicherplatz bettelte, teilte mir mit, dass ich in vierzig Minuten einen Termin bei meiner neuen »Beraterin bei der Arbeitssuche« hatte.

Da ich es mir nicht leisten konnte, erneut eine Strafkürzung zu erleiden, wenn ich nicht anfangen wollte, eingeweichte Pizzakartons zu essen, zog ich die letzten sauberen Klamotten an, die der Schrank bereithielt. Rote Jeans, weiße Socken, ein mittlerweile viel zu enges schwarzes T-Shirt, das vom vielen Waschen einen Grauschimmer hatte, der mit Jopi Heesters Frisur konkurrieren konnte ...

Ein kurzer Blick in den Spiegel offenbarte mir nicht nur, dass ich noch schlimmer aussah, als ich mich fühlte, sondern dass zudem auch das Outfit nicht wirklich aussagte: »Ich bemühe mich ernsthaft um einen neuen Job.«

Es sagte eher aus: »Ich bemühe mich ernsthaft darum, als neues Fotomodell für die fette Grobe im eigenen Darm ausgewählt zu werden.«

Also grub ich mich durch den riesigen Wäschestapel, den ich erst dann abarbeiten konnte, wenn meine Nachbarin nicht mehr krankgeschrieben war. Die Gute hatte ihre Waschmaschine im Keller stehen und nutzte sie dank akutem Hang zum Transpirieren und Waschfimmel täglich. Darum merkte sie nicht, wenn ich mir Maschine, Waschmittel und Weichspüler einmal die Woche auslieh. Was sollte ich machen? Die Wäsche wurde im Waschsalon mittlerweile in Gold aufgewogen und das Schicksal hatte mir nicht umsonst in Gestalt meiner verwirrten Vermieterin einen Zweitschlüssel für die Waschküche ausgehändigt.

Aber im Moment war sie krankgeschrieben. Gerüchte im Haus wollten es, dass sie sich mit dem nackten Hintern auf den Firmenkopierer gesetzt und die Scheibe unter ihr zerbrochen sei. Das wollte ich mir aus Gründen der geistigen Gesundheit nicht vorstellen. Das Endergebnis war auf jeden Fall, dass sie nun zu unkontrollierbaren Zeiten ihre Wäsche machte, und ich nicht sicher sein konnte, die Maschine einen Durchgang lang ungefährdet nutzen zu können. Das Risiko war zu groß, denn wenn sie das merkte, steckte sie mir nachher noch einige der Kopien in den Briefkasten.

Die Suche in der Wäsche brachte zwei Kandidaten zum Vorschein. Ein schwarzes Hemd, das hervorragend zur Hose passte, aber weiße Salzränder unter den Armen trug und ein nicht ganz so passendes lachsfarbenes Hemd, das fleckenlos war, dessen Rückennaht aber schon nah am Nirvana war. Der Schnüffeltest brachte keine Entscheidung, denn beide bewegten sich noch im Rahmen einer Wiederbelebung mit meiner patentierten Mischung aus Febreeze und Deo. Ich hielt beide noch einmal hoch und merkte, dass in der Tasche des Lachsfarbenen etwas raschelte. Es entpuppte sich als Fünfeuroschein.

»Bestechung«, murmelte ich. »Das nenne ich Einsatz!«

Das schwarze, mittellose Ding flog wieder auf den Stapel – es lebe der Kapitalismus – und ich verließ das Haus in einer Duftwolke aus künstlichem Blumengeruch und der herben Note der letzten Reste meines Axe-Deos. Hoffentlich verflieg etwas davon, bis ich das Amt erreichte.

Es verflieg nicht. Offenbar hatte das Hemd eine immense Speicherkraft, darum verteilte sich im engen Fahrstuhl chemischer Wohlgeruch, als ich die Jacke öffnete. Der Hausmeister der Agentur muss es gut gemeint haben, mit den armen, verfrorenen Arbeitslosen, denn er hatte die Heizung bis zum Anschlag aufgedreht. Das Ergebnis waren etwa vierzig

Grad, was die Laune all der ohnehin beschwingten und gut gelaunten Existenzen auf den Fluren in ihren dicken Wintermänteln, Pullovern, Schals und Stiefeln noch verbesserte.

»Hartzer im eigenen Saft«, murmelte ich vor mich hin, als ich einen dunkelhäutigen Leidensgenossen aus einem der Beratungszimmer kommen sah. Schweiß glitzerte in seinem dicken Bart wie Morgentau auf einer Mooswiese und seine Augen zuckten fiebrig umher, auf der Suche nach dem Ausweg – oder jemandem, der ihm günstig eine Waffe verkaufen würde.

Ich drückte mich an ihm vorbei und klopfte. Da ich einen Termin hatte, konnte ich mir das Nummern ziehen sparen. Im Inneren erwartete mich eine Gluthölle. Auf dem Boden neben dem klobigen Schreibtisch stand ein Heizofen mit einer Bildschirmdiagonale, die jeden Flachbildschirm alt aussehen ließ. Seine Glühelemente leuchteten mir höhnisch entgegen.

Ein kleiner Gummibaum schien wegen eines Jobs bei den Körperwelten hier zu sein, denn der Ofen hatte ihm jede Flüssigkeit entzogen.

Hinter dem Schreibtisch saß eine lange dünne Sachbearbeiterin in einer dicken Fellweste, die jetzt spinnendürre Arme um sich schlang und rief: »Tür zu, es zieht!«

Ich zögerte einen Augenblick, woraufhin sie erneut forderte: »Tür zu!« und dabei erschauerte, als hätte man ihr Eiswasser über den Kopf gegossen. Ein eitles Unterfangen, denn das wäre verdampft, bevor es ihren Kopf erreichen könnte.

»Setzen Sie sich«, forderte sie und wies auf einen Plastikstuhl, der unmittelbar neben dem Heizofen stand. Ich ließ mich vorsichtig darauf sinken, darauf gefasst, dass er unter meinem Hintern wegfließen konnte.

»Klaus Holger«, sagte ich und geriet in eifrige Geschäftigkeit, kaum dass die Vertrauenswürdigkeit des Stuhles gesichert war. Jacke aus, Schal aus.

»Ah ja, Herr Klaus«, sagte die Bearbeiterin, deren Gesicht in der flirrenden Hitze des Ofens verschwamm.

»Holger«, korrigierte ich sie und rückte ein Stück vom Ofen weg. Schweiß sammelte sich auf meiner Stirn und in meinen Schuhen.

»Ich glaube nicht, dass es angemessen ist, sich beim Vornamen ...«, setzte sie an, aber ich unterbrach sie: »Nein, nein, Holger ist der Nachname. Klaus Holger.«

»Ach so. Nun, Herr Holger. Sie haben unser Schreiben ja bekommen ... Ab jetzt heißt es für Sie A-L-G-Zwo.«

Ich rückte noch weiter vom Ofen weg, bis die Stuhlbeine gegen die Wand stießen und meine Sachbearbeiterin halb hinter ihrem Computerbildschirm verschwand. Aber es war vergebens, denn der Ofen hatte einen Ausstoß wie der Nachbrenner einer F16.

»Herr Holger, ich drucke ihnen mal einige Informationen und Anträge aus, die Sie mir dann bitte baldmöglichst wieder reinreichen«, sagte die Dünne, fröstelte und beugte sich über den Tisch, um den Ofen auf maximale Stufe zu stellen. Ich sah ihr Namensschild: Hilde Schreck. Passender Name.

»Kalt heute«, kommentierte sie und rieb Hände mit langen, bleichen Fingern über der Glut.

Gut, dachte ich, das ist der endgültige Beweis, Beamte kommen direkt aus der Hölle. Im Vergleich zu den Feuern des Teufels mochte es in dieser Sauna wirklich kalt sein.

Die Frau hackte in die Tasten, da gab der Computer plötzlich ein charakteristisches Klicken von sich. Reboot.

»Oh nein«, plärrte Frau Schreck. »Das macht er schon den ganzen Tag.«

»Soll ich mal schauen?«, schlug ich vor, denn ich hatte schon eine recht gute Idee, woran die Ausfälle liegen konnten.

»Sie?«, fragte Frau Schreck und die Verachtung für all die Versager, die ihr täglich unterkommen, sprach aus dieser Silbe.

»Ich habe das gelernt«, erinnerte ich sie.

Der Rechner fuhr hoch, piepste und schaltete sich sofort wieder aus. »Na gut«, seufzte sie und rückte vom Tisch zurück. Ich ging neben ihr auf die Knie, sah unter den Schreibtisch und fand meine Vermutung bestätigt. Der Rechner stand so, dass die Heißluft des Ofens genau in den Lüfterschacht gesogen wurde. Das Ding überhitzte sich ständig. Ich checkte kurz die Verkabelung und schob das ganze Ding auf die andere Seite, wo es zumindest die Chance hatte, Luft anzusaugen, mit der man keine Eier kochen konnte.

»Sie müssen ja ganz schön geschickte Hände haben«, gurrte die Heuschrecke da plötzlich. Ich blickte, unter dem Tisch auf allen vieren, über die Schulter zurück. Die Frau musterte meinen Hintern!

Eilig rutschte ich wieder zurück und stand auf. »So, jetzt müsste er wieder gehen.«

»Sie sind mein Held, Holger«, sagte sie und legte eine Hand auf die verdorrte Brust und den Kopf in den Nacken, um ein abgehacktes Kichern von sich zu geben. Ich ahnte, dass sie zum Vornamen wechseln wollte, aber ich korrigierte sie lieber nicht, sondern glitt am Ofen vorbei, drehte ihn unauffällig zwei Stufen herunter und nahm wieder Platz.

Sie schaltete den Computer ein und kroch dann halb über den Tisch, um mich am Monitor vorbei anzusehen. »Wie wäre es, wenn ich ein paar Sonderbezüge bei Ihnen eintrage?«

»Das wäre«, sagte ich und suchte nach dem passenden Wort. Unerhört? Unfassbar? Offensichtlich ein Scherz? Ich entschloss mich für: »Toll! Toll wäre das.«

»Und davon könnten Sie mich dann ja mal zum Essen einladen«, sagte sie und klimperte mit den wie abgefressen wirkenden Wimpern.

»Öh«, sagte ich. Es war sicherlich eine dumme Idee, seine Sachbearbeiterin vor den Kopf zu stoßen, deswegen nickte ich unverbindlich, was ein strahlendes Lächeln auf die faltigen Züge zauberte. Ich hatte es bisher vermieden, mir ihr Gesicht genauer anzusehen, aber jetzt kam ich nicht mehr daran vorbei. Ihre Augenbrauen waren gänzlich ausgezupft und scheinbar mit einem dünnen Edding wieder aufgemalt worden. Ihr Mund war groß, was gut war, weil sie unglaublich riesige Zähne hatte, und davon auch noch viel zu viele. Ihre Haut wirkte, als sei sie seit drei Stunden bei 180 Grad im Umluft, was dank Heizofen ja den Tatsachen recht nah kam. Das Gesamtpaket war also eher nicht sonderlich attraktiv.

Hundert oder zweihundert Euro mehr im Monat hingegen schon, also hielt ich die Klappe und schalt mich nur in Gedanken eine billige Nutte.

»Hier ist mein Kärtchen«, säuselte sie und streckte mir ein überformatiges Stück Pappe entgegen, dass ich zweimal falten musste, bevor ich es in die Innentasche meiner Jacke fummeln konnte. »Sie rufen mich dann an, gell?«

»Sicher«, sagte ich und stand eilig auf. »Wenn das alles ist?«

»Sie wollen schon gehen?«, fragte sie enttäuscht.

»Ich muss«, sagte ich und ergänzte in Gedanken: *Brechen*.

»Das Geld weise ich sofort an«, versprach sie. »Damit es schnell geht!«

Ich brummte unverbindlich und schob mich zur Tür raus. Ich war mittlerweile nass geschwitzt, auch aus Angst, dass die Frau ihre Machtposition ausnutzen könnte, um mich unsittlich zu belästigen. Deshalb kamen mir die tropischen Temperaturen auf dem Gang jetzt schon frisch vor. Ich lehnte die nasse Stirn gegen ein Bild, das den Oberbürgermeister der Stadt zeigte, wie er dem Chef des Arbeitsamtes die Hand

schüttelte. Im Hintergrund ging ein junger Mann mit einem Aktenkoffer vorbei. Vermutlich, um das Tragebehältnis voller Geld unauffällig im Wagen des OBs abzulegen.

Meine Gedanken klärten sich langsam. Hatte die Schreck mich da drin wirklich angebaggert? Gut, es war nicht das erste Mal, dass eine Frau mich anmachte und bis auf Veronique waren es dann auch stets, wie die Schreck, eher Aphrodites vergessene Kinder gewesen. Aber so aggressiv war noch selten eine vorgegangen. Und selbst wenn ich das letzte Bisschen noch verbliebenen Selbstbetrug zusammenkehrte, sah ich heute doch besonders schlecht aus. Mein Magen knurrte lange und anhaltend und ich beschloss, nicht weiter darüber nachzudenken, sondern in Erwartung des erfreulichen Geldregens die ganzen gut acht Euro, die in meiner Tasche klimperten, auf den Kopf zu hauen.

Der Supermarkt war gerammelt voll, als ich endlich dort ankam. Eine Busfahrkarte hätte mich zwei Euro zehn gekostet, was mehreren Litern Bier entsprach, wenn man niedrige Ansprüche hatte. So zeigte mein Handy mir fünf Uhr an, als ich auf die letzten verbliebenen Einkaufswagen zuhielt. Eine Oma versuchte gerade verzweifelt, dem Wagen eine Mark in den Rachen zu stopfen. Wie viele Jahre hatte man die kleine, schrumpelige Dame schon nicht mehr aus dem Haus gelassen?

Ich hatte sie beinahe erreicht, da erklang neben mir plötzlich ein tiefes, übel gelauntes Knurren. Ich drehte den Kopf und sah einen riesigen Bernhardiner dort sitzen. Er war mit einer kurzen, dünnen Leine angebunden und hielt mich misstrauisch im Blick.

Ich mochte Hunde, hatte mir stets einen gewünscht, als ich noch klein war, und so war meine Freude riesengroß gewesen, als neben uns ein Student mit einem Hund eingezogen war.

Meine neueste Freundin heißt Angelika und geht mir bis zur Brust. Angelika ist eine wunderschöne dänische Dogge, die ich seit gut einer Woche ausführen darf, und sie ist ausgesprochen gut erzogen. Sie gehört Ottfried, unserem neuen Nachbarn. Er studiert Deutsch auf Lehramt und ist oft an der Uni - in den Zeiten darf ich auf Angelika aufpassen. Sie schläft dann auf meinem Bett oder wir laufen durch den Wald. Meine Mama sagt, das ich noch zu jung bin, um so einen großen Hund auszuführen, aber ich bin fast dreizehn. Außerdem gehorcht mir Angelika aufs Wort - was auch schon der dicke Olaf und seine Schlägerfreunde festgestellt haben.

Auch heute ist Angelika wieder bei uns und hat gerade ordentlich Schimpfe bezogen, weil sie Papas Käsebrot vom Tisch gemopst hat, als er nicht hingeguckt hat. Jetzt sitzt sie mit gesenktem Kopf in der Ecke und schämt sich. Das einzige, was sie lieber mag als Käse ist Leberwurst.

Natürlich können wir ihr nicht lange böse sein und so beugt sich mein Vater zu ihr, steckt ihr ein großes Stück Gouda zu, das sie in einem Biss herunterschlingt und dann dankbar bellt. Dabei klirren die Gläser in Mutters alter Vitrine.

Plötzlich springt sie auf und rennt jaulend in den Flur.

»Klaus, mach den Hund fest!«, fordert meine Mutter entsetzt und ich stürze hinzu, kann gerade noch verhindern, dass Angelika mit ihrem langen Schwanz die Tiffanylampe runterschmeißt, die meine Mutter vom Flohmarkt hat. Das Ding funktioniert zwar nicht mehr, aber sie hängt trotzdem daran.

Der Hund freut sich, weil Ottfried nach Hause kommt, also lasse ich sie in den Hausflur. Sie stürmt zu dem jungen Mann, der zwei schwere Tüten in der Hand hat, und sie mit dem Knie abwehrt. Es klappt nicht sonderlich gut

und Angelika bringt ihn zu Fall. Er kann sich zwar abfangen, aber dabei entleert sich der Inhalt der Tüten auf dem Boden. Bisschen Obst, eine Pizza, Getränke, eine riesige Leberwurst und ein schmutziges Magazin. Was es für eines ist, kann ich nicht sehen, so schnell hat sich Ottfried aufge rappelt und es wieder eingesteckt. Aber es waren definitiv riesige Brüste darauf.

»Na, Klaus, hat sie sich gut benommen?«, fragt er peinlich berührt und stopft auch die anderen Sachen hastig wieder in die Tüte.

»Ja, wie immer.«

»Toll, danke, bis morgen dann!«, sagt er, schließt die Tür auf und huscht hinein. Ich bin etwas enttäuscht, denn manchmal lädt mich Ottfried noch auf einen Tee ein und ich darf seine Asterixcomics lesen. Aber heute hat er wohl Besseres zu tun, denke ich und kichere leise.

Nach dem Abendessen muss ich den Müll rausbringen und als ich wieder reinkomme, trete ich im Flur auf etwas. Es ist eine große Tafel Schokolade. Erst will ich sie einfach mitnehmen, aber dann kriege ich ein schlechtes Gewissen und beschließe, sie Ottfried wiederzugeben. Die Klingel ist ausgeschaltet, aber als ich klopfen will, bemerke ich, dass die Tür nicht ins Schloss gefallen ist. Ich höre ihn leise mit Angelika reden, die offenbar gerade frisst, und schleiche hinein. Wollen doch mal sehen, ob ich ihn nicht gehörig erschrecken kann.

Er ist im Wohnzimmer und ich öffne leise die Tür. Ottfried sitzt nackt auf der beigen Couch und hält das Schmutzdelheftchen aufgeschlagen in der Hand. Er stöhnt leise und sagt: »Ja, Baby, so ist es gut.«

Angelika hat den Kopf zwischen seinen Beinen, und ich erkenne, dass sie für Leberwurst wirklich alles tut. In diesem Moment zerbricht eine Welt in mir.

Seit diesem Tag konnte ich keinen Hundebesitzer mehr unvoreingenommen betrachten, aber die Tiere liebte ich immer noch. Ich ließ mich nur nicht mehr im Gesicht von ihnen abschlecken.

Dieser Trumm, der ungefähr mein Gewicht haben musste, erwiderte meine Zuneigung jedoch offenbar nicht, was seltsam war, weil Hunde mich normalerweise gut leiden können.

»Ganz ruhig, Großer«, sagte ich beschwichtigend, blickte ihm dabei nicht in die Augen, und ging in die Hocke, um ihm die Hand zuzustrecken. So hatte ich es beim Hundeflüsterer Rüttgers gesehen. Dem gleichen Hundefreund, der in so einer Hundecastingshow zwei durch die Mangel gedrehte, gepuderte und modevergewaltigte Riesenpudel mitgezogen hat. Soviel zur Integrität vor dem Tier.

Aber seine Tricks hatten bislang immer funktioniert - bis heute. Der Gigant sprang überraschend behände auf und hätte mir die Hand abgebissen, wenn ich nicht im letzten Moment zurückgewichen wäre.

»Dann eben nicht«, schleuderte ich dem Psychobeethoven erschrocken entgegen und wandte mich den Wagen zu, für die es bisher im Kampf gegen die geriatrische Währungsverweigererin zwei zu null stand. Sie versuchte es nun mit einer anderen Markmünze.

»Der nimmt nur Euro«, erklärte ich ihr, während ich darauf wartete, dass mein Herz wieder ein normales Tempo annahm. Der Bernhardiner musterte mich misstrauisch.

»Ja, ja«, sagte sie, lächelte mich herzallerliebste an ... und versuchte dann die Mark andersherum.

»Euro!«, sagte ich etwas lauter, was den Hund erneut knurren ließ. »Ist das ihrer?«, fragte ich entsetzt. Wenn dieses alte Gerippe einen solchen Hund besaß, war der Oberschenkelhalsbruch vorprogrammiert.

»Können Sie wechseln?«, fragte sie und hielt mir die Mark hin.

»Ne, Sie müssen einen Euro nehmen. Diese neuen Münzen, so was hier!« Ich hielt ihr einen Euro unter die Nase, was den Hund erneut knurren ließ. Ich warf ihm einen ängstlichen Blick zu, den die Oma nutzte, um mir den Euro aus der Hand zu fischen und ihre Mark dafür reinzuwerfen.

»Hey!«, protestierte ich.

»Danke, junger Mann«, sagte sie, schob den Euro in den Wagen und den Wagen über meinen Fuß, als sie zurücksetzte. Ich schrie schmerzerfüllt auf und sprang zur Seite, wobei die Mark im hohen Bogen durch die Luft flog und vor dem Hund landete.

»Scheiße«, fluchte ich laut, was Cujo endgültig die Fassung verlieren ließ. Er warf sich in die erschreckend dünne Lederleine und kläffte, was das Zeug hielt, Mordlust in den Augen.

Ich schrak zurück und beeilte mich dann mit zitternden Fingern, meine letzte Euromünze in einen Wagen zu stecken und einzukaufen.

Dank meiner knappen Barschaft ging der Einkauf schnell vonstatten. Zehn Minuten später stand ich an der Kasse an. Und zwanzig Minuten später noch immer. Als ich endlich am Band angekommen war, teilte mir der junge Auszubildende Kevin mit: »Hi-a nisch me-a.«

Ich dachte erst, er spreche Koreanisch mit mir, aber dann setzte ich die Silben im Kopf zu deutschen Worten zusammen und fragte entsetzt: »Was?«

»Isch mach zu«, wiederholte er. »Die beiden noch.« Er wies auf die beiden Kunden vor mir.

»Was soll denn diese beschissene Willkür?« Wie man sich vielleicht denken kann, war meine Laune mittlerweile nicht mehr die Beste. Ich warf einen Blick zur Seite und sie sank

auf DAX-Niveau. An der einzigen anderen offenen Kasse stand ein gutes Dutzend Leute an.

»Hey«, rief ich Kevin zu. »Hey, da!« Mein Finger zeigte anklagend auf das Schild: »Wenn mehr als fünf Kunden vor Ihnen anstehen, eröffnen unsere Mitarbeiter gerne eine weitere Kasse für Sie.«

Der Junge hatte die Unverfrorenheit, mir ins Gesicht zu lachen. Ich drehte mich Hilfe suchend zu den Mitleidenden um, die hinter mir gestanden hatten, aber sie waren bereits samt und sonders abgewandert und ließen die Schlange nun zwischen den Verkaufsregalen verschwinden. So waren sie, die Deutschen. Nur nicht aufmucken.

»Ich bleibe hier stehen!«, verkündete ich wütend und packte zackig meine Sachen weiter aufs Band.

»Wie Sie wollen«, sagte Kevin, der mittlerweile die anderen abkassiert hatte, ließ vor meiner Nase das Zigarettenschutzgitter herunterkrachen, das Langfingern das Leben schwer machen sollte, und verschwand im Laden.

Für einen kurzen Augenblick glaubte ich weinen zu müssen, aber stattdessen stand ich nur einige Momente fassungslos da.

»Ich lasse Sie vor«, sagte da eine Frauenstimme neben mir. Ich wandte den Kopf und sah eine attraktive Frau Mitte Vierzig. Sie war schlank und trug ein dunkelblaues Kostüm, das mich an eine englische Polizistinnenuniform erinnerte - und Uniformen haben mich schon immer scharf gemacht.

»Mich?«, fragte ich verwundert und sie nickte mit einem Lächeln, zog ihren Wagen ein Stück zurück und machte mir so Platz, um vor ihr in die Reihe zu schlüpfen.

»Vielen Dank!«, sagte ich artig, aber es ging in einer keifenden Hasstirade unter, denn hinter der sexy gebliebenen, strengen Dame stand die D-Mark-Oma und regte sich lautstark auf: »Unverschämtheit. Hinten anstellen, Bengelchen! Die

jungen Leute werden immer dreister. So einer hätte sich sogar im Lager auf dem Weg zu den Duschen noch vorgedrängelt!«

Hier ging ihr die Luft aus, wofür ich sehr dankbar war, denn ich hätte mich bei der reifen Schönheit ungern als Mann eingeführt, der kleine Omas verprügelt.

»Viel haben sie aber nicht eingekauft«, sagte meine Wohltäterin nun. »Single?«

»Ja, schon«, sagte ich. Es vergingen etwas drei Sekunden, bis mein im Flirten ungeübtes Gehirn erkannte, was für Möglichkeiten sich hinter dieser unschuldig erscheinenden Frage verbargen. Ich musterte den Inhalt ihres Einkaufswagens. Bananen, Maiskolben, Salatgurke, Porree, Zucchini ... einzig die Tube mit der Faltencreme war in ihrem Einkaufswagen nicht phallisch. Ich nahm es als gutes Zeichen.

»Sie auch?«, fragte ich und sie legte lächelnd den Kopf schief, strich sich eine Strähne ihres braunen Haares aus dem Gesicht. Das war eines der Zeichen, da war ich mir sicher. Unzählige Männerratgeber definierten an den Haaren spielen als sicheres Zeichen des Interesses.

Bevor sie antworten konnte, rief von hinten eine Stimme mit breitem rheinischem Akzent: »Könnt ihr beiden Turteltäubchen irjenswie dabei auch mal auspacken?«

Ich warf dem Sprecher, einem untersetzten Rentner in abgewetzter Lederjacke und Jeans, einen bösen Blick zu, aber der zwinkerte mir zu und deutete pumpende Bewegungen mit der Hüfte an. Das war mir so peinlich, dass ich mich stattdessen darauf konzentrierte, meine spärlichen Güter aufs Band zu legen.

Dann wandte ich mich meiner Flirtpartnerin wieder zu, die eben mit eingeknickter Hüfte und weit vorgebeugt ihre Waren aufs Band stellte. Ich war mir ziemlich sicher, dass dies keine normale Haltung bei dieser Tätigkeit war, aber es brachte einen hübschen Po und ein etwas faltiges, aber volles

Dekolette zur Geltung. Das war dann wohl ein weiteres Zeichen. Das machte jetzt drei Frauen, die in zwei Tagen Interesse an mir zeigten.

Leukämie, schoss es mir durch den Kopf. Oder ein Hirnschlag stand kurz bevor, anders war dieser plötzliche Wechsel meines Schicksals nicht zu erklären. Oder ich hatte einen Tumor im Kopf, der mich halluzinieren ließ. Oder hatte ich in den letzten Monaten genug schlechtes Karma ausgeglichen, damit ich endlich einmal Glück hatte? Nein, solche Gedanken waren der Pfad zu leichtsinnigen Glückgefühlen.

Und doch legte sie nun den Trennstab zwischen unsere Waren und berührte meine Hand, die noch immer, etwas zu fest, die billige Butter umklammerte und bereits Abdrücke darin hinterließ. Und dann lächelte sie wieder.

Ein dissonantes Piepsen riss mich aus der Betrachtung ihres hübschen Mundes, der auch durch den Lippenstiftrest auf ihren Zähnen nicht verlor. Im Gegenteil, dieser kleine Makel schien sie umso attraktiver zu machen, denn dadurch wurde sie greifbar.

Ich drehte mich zu dem Geräusch um und sah, dass die Kassiererin immer wieder eine meine reduzierten Fertigsuppen am allsehenden Scannerauge vorbeizog.

»Die geht nicht drüber«, verkündete sie vorwurfsvoll.

»Äh, tut mir leid?«, sagte ich und meine Bewundererin lachte.

»Muss ich mir die Nummer holen«, sagte die Verkäuferin und als sie aufstand, sah ich, dass sie eines der bemitleidenswerten Geschöpfe war, die sich zwar einen attraktiven Oberkörper gehungert, von der Mutter aber die unverrückbaren breite Hüften und einen Pferdehintern geerbt hatten. Eine Art Generations-Zentaur.

»Tja, das kann dauern, sich so eine Nummer zu verschaffen«, versucht ich nonchalant zu klingen.

»Manchmal geht es aber auch schneller, als man denkt«, gurrte mein Fang und lächelte viel sagend.

Ich wusste plötzlich nicht wohin mit meinen Händen, stützte eine lässig auf dem Transportband ab, dass sich jedoch plötzlich wieder in Bewegung setzte und mich fast zu Boden schickte. Ich klammerte mich an den Hubba Bubbas fest, die ich samt und sonders zu Boden riss.

»So ein Idiot!«, keifte die Alte von den billigen Plätzen.

Bis ich die bunten Kaugummipakete wieder einigermaßen ansehnlich ins Regal gestopft hatte, war die KassiererIn zurückgekehrt und zog die Waren weiter übers Band. »Sieben Euro Zehn«.

»Klar«, sagte ich lässig und zog meine Barschaft aus der Tasche, um sie ihr gesammelt in die Hand zu legen. »Stimmt so«, sagte ich gönnerhaft und warf meiner neuen Perle ein weltmännisches Lächeln zu.

Sie sortierte die Münzen in ihrer Hand und sagte dann: »Hätten'se wohl gern.«

»Bitte?«

»Da fehlt ein Euro.«

Mir wurde eiskalt. Ich hatte zwar, ganz Mathematikprofi, die Preise im Kopf exakt aufaddiert, aber dabei vergessen, dass die alte Mundräuberin weiter hinten in der Schlange mir einen Euro gemopst hatte und ein weiterer im Wagen steckte. Wie kam ich da jetzt wieder raus? Die in Liebesdingen sicher sehr erfahrene Verehrerin würde mich doch links liegen lassen, wenn sie mitkriegte, dass ich pleite war. So waren sie die Frauen! Ich spürte, wie mir die Hitze in die Wangen schoss.

»Hallo?«, unterbrach die KassiererIn meine panischen Gedanken. »Ein Euro!«

»Ich hab mein Portemonnaie im Auto liegen lassen.«

»Jetzt hat er nicht mal genug Geld, der Scheißer!«, kreischte die Alte von hinten und sprach den anderen Kunden in

der mittlerweile auf eine gefühlte Hundertschaft angewachsenen Schlange aus der Seele. So musste sich der Schalker im Dortmunder Block fühlen.

Dann warf die Oma mit einer Doppelpackung Klopapier nach mir.

»Ey, du alte Schrapnelle!«, rief ich ihr entgeistert zu, riss mich aber wieder zusammen, um nicht den letzten Rest an Würde zu verlieren.

»Hier, darf ich?«, fragte meine Wohltäterin und bewies erneut ein großes Herz, indem sie der Kassiererin einen Euro in die Handfläche fallen ließ. Die nickte, bonte, zettelte und winkte mich hinfort.

»Hier, meine Karte«, sagte die Frau, die man im Internet wohl in der Kategorie MILF wiedergefunden hätte und ich nahm das angereicherte entgegen. Auf einer kleinen, schmucklosen Karte stand nur: »Elsbeth Steiner, Vermögensberatung«.

Ich lachte über die Ironie des Lebens laut auf und sie sah mich verwundert an. »Ich ...«, setzte ich an, fand keinen Ausweg und endete mit: »... rufe Sie an!«

Sie nickte zufrieden und fing an, die sich aufstapelnden Güter des täglichen Gebrauchs in den Wagen zu packen.

Ich machte, dass ich wegkam. Nicht nur galt es sicherzustellen, dass Elsbeth mich draußen nicht mehr dabei sah, wie ich meine Einkäufe nicht etwas in einen BMW, sondern in zwei Plastiktüten packte, sondern ich fürchtete auch, dass ich der Alten den Hals umdrehen würde, wenn sie noch einmal Gelegenheit bekäme, mich anzumaulen.

Konzentrier dich auf das Positive, mahnte ich mich. *Du bist jetzt anscheinend ein echter Hengst*. Vermutlich gab mir das Abenteuer mit Veronique die nötige Selbstsicherheit, um sexy zu wirken. *Klar, und rosa Schlüpfers tragen ist ein Zeichen von Männlichkeit*.

Der Gedanke an Veronique brachte eine Welle schlechter Laune mit sich. Mir war von Anfang an klar gewesen, dass sie mich nicht würde heiraten wollen, aber so allein in einer fremden Wohnung zurückgelassen zu werden war dann doch noch mal ein anderes Kaliber. Ich würde sie finden und zur Rede stellen müssen!

Derlei in Gedanken versunken lief ich Cujo beinahe ins offene Maul. Im letzten Moment konnte ich einen Bogen um den riesigen, wild gewordenen Köter machen, der zwischen zwei Bellattacken röchelte, weil er sich so sehr in die Leine stemmte, dass er auf den Hinterbeinen stand und sich die Luft abschnürte.

»Blöde Töle«, schimpfte ich sie an, um nicht zu deutlich zu zeigen, wie sehr mir die Flatter ging. Mit zitternden Händen räumte ich eilig meine spärlichen Sachen ein und eilte davon, Richtung Hauptstraße.

Da hörte ich hinter mir ein leises Schnalzen, als wäre eine unter Spannung stehende Schnur gerissen. Ein eisiges Kribbeln im Nacken, das Spiderman neidisch gemacht hätte, ließ mich lossprinten, ohne mich umzudrehen, und das rettete mir vermutlich das Leben. Cujo, dessen Leine ihn nicht mehr hatte halten können, war schneller als ich, aber er rechnete nicht mit meinem plötzlichen Antritt und erwischte so statt meiner Waden eine Einkaufstasche, die er mir mit einem gewaltigen Ruck aus der Hand riss. Ich konnte etwas Vorsprung herausarbeiten, während das sabbernde Monstrum die Tüte schüttelte und den Inhalt über den Parkplatz fliegen ließ. Dann besann es sich auf sein eigentliches Opfer - mich - und nahm langsam wieder Fahrt auf. Ich presste die verbleibende Tasche an meine Brust und blickte wieder nach vorne. Das war der Moment, in dem ich meine Rettung nahen sah.

Der Bus 628 fuhr die Haltestelle an der Straße am Ende des Parkplatzes an. Obwohl meine untrainierten Muskeln

bereits Krämpfe ankündigten und ich das Gefühl hatte, dass meine Lunge gleich aus meinen Nasenlöchern kriechen würde, lief ich noch schneller, im wahrsten Sinne des Wortes um mein Leben. Was eigentlich drei Worte waren ...

Das Grollen und Bellen des Mörderhundes wurde immer lauter, er konnte nicht mehr weit von meinen Unterschenkeln entfernt sein. Der Bus hielt, ich sprang ab, landete, noch immer laufend, im Innern und prallte im Kinderwagenabstellbereich - der zum Glück im Moment kinderlos war - gegen die Scheibe.

»Tür zu«, schrie ich den Fahrer an, der meinem Befehl folgte. Keinen Augenblick zu früh. Cujo prallte gegen die Scheibe, sprang geiferspritzend und wütend bellend daran hoch, und das so lange, bis der Bus losfuhr.

Ich sank, gegen die Wand gelehnt, zu Boden und bemerkte Feuchtigkeit in meinem Schritt. Es war die Milch, die zwischen meiner Brust und der Busscheibe zerquetscht worden war und jetzt durch zahlreiche kleine Löcher im Tütenboden sickerte. Doch mein Glücksgefühl, diesen tollwütigen Angriff überlebt zu haben, gewann die Oberhand. Ich lächelte dümmlich. Bis polierte schwarze Lederstiefel in meinem Blickfeld auftauchten und eine strenge Männerstimme sagte: »Verkehrskontrolle. Die Fahrausweise bitte.«



SECHSTES KAPITEL: KINDERBESUCH (Damenbesuch)

Ich konnte es kaum fassen. Zum zweiten Mal an zwei Tagen zertrte mich eine willige Frau in ihre Wohnung und das ließ mich die 60 Euro »erhöhtes Beförderungsentgelt« vergessen, für die in Kürze eine Rechnung eintreffen würde.

Dass es diesmal wirklich ihre eigene Wohnung war, überprüfte ich mit einem ausgiebigen Blick auf die Türklingel. Elsbeth reagierte etwas irritiert, als ich sie auch noch fragte, ob sie wisse, wo in ihrer Wohnung die Küche sei, aber der anschließende leidenschaftliche Kuss besänftigte sie.

Ich hatte unterdessen zwei Theorien entwickelt, die ich für gleichermaßen wahrscheinlich hielt. Die eine drehte sich um einen überraschenden Schlaganfall wegen fernsehinduzierter Hirnüberhitzung, der mich ins Koma geschickt und mir diese unrealistischen Träume von Erfolg bei den Frauen bescherte. Die andere war eine Mischung aus Big Brother und Versteckte Kamera, bei der jeden Moment Paola Felix und Frank Elstner gemeinsam aus dem Kleiderschrank springen und »reingelegt« rufen würden.

Aber da ich ohnehin nichts daran ändern konnte, beschloss ich es so lange zu genießen, wie es eben währte. Vielleicht waren es die Nahtoderfahrungen der letzten Stunden

oder die viele unfreiwillige Bewegung, aber als ich nun Elsbeth übermütig auf die Arme hob, machte mir mein Rücken keinerlei Probleme.

Ihre Wohnung hatte Schick, ich aber nur Augen für ihren Ausschnitt. Sie strampelte die Pumps ab und ich warf sie aufs Bett, mich hinterher und wenig später waren wir dabei, uns gegenseitig aus den Klamotten zu schälen. Elsbeth ging recht rigoros zur Sache, was meinem Lachshemd mit den dünnen Nähten den Garaus machte, aber das war mir egal. Sie roch gut, fühlte sich noch besser an.

Ich strich mit der Hand über ihren Rücken und sie lachte leise. »Das kratzt aber! Arbeitest du auf dem Bau?«

Ich überging diese Unterstellung, warf sie auf den Rücken und küsste sie leidenschaftlich, ließ meine Lippen ihren Hals hinabwandern bis zwischen ihre Brüste, die ich umfasste, mir ins Gesicht drückte und Motorbootgeräusche nachahmte.

Als die runden Hügel sich wieder senkten und meinen Blick freigaben, stand ein kleines Mädchen neben dem Bett. Sie trug ein weißes, irgendwie altertümlich wirkendes Kleid mit rosa Schleifchen daran und hielt eine Puppe mit Porzellankopf im Arm. Sie sah mich aus großen, blauen Augen an und mein Herz setzte einen Schlag aus.

»Äh ...«, sagte ich, als Elsbeth ungerührt zwischen meine Beine fasste. »Kinder?«

Elsbeth sah mich erstaunt an, dann lachte sie und sagte: »Gummis sind im Nachtschränkchen. Aber ich hätte schon gern noch ein bisschen Vorspiel.«

»Nein«, sagte ich, die Augen noch immer unverwandt auf das kleine Mädchen gerichtet, das keine Armeslänge von mir entfernt stand. »Da ... deine Tochter.« Ich wies mit dem Finger auf das Kind, das mir freudig zuwinkte.

Jetzt stutzte Elsbeth und folgte meinem Fingerzeig; sah zu mir hoch. »Was wird das denn jetzt?«

»Das könnte ich dich ja wohl eher fragen«, gab ich zurück und richtete mich auf die Knie auf. Es war plötzlich sehr kühl im Schlafzimmer und ich trauerte meinem zerfetzten Hemd nach. »Meinst du, ich ... also mit einem kleinen Mädchen neben dem Bett?«

»Ach so, du stehst auf Rollenspiele, was?«, sagte sie und ihre Züge erhellten sich wieder. »Ja, Papa, ich war ganz unartig. Ich muss bestraft werden.« Sie steckte den Zeigefinger in den Mund und blickte mich mit einem lasziven Augenaufschlag an.

»Bist du besoffen?«, fragte ich entgeistert.

»Hey, jetzt bleib mal geschmeidig, ja?« Sie klang nun deutlich verärgert. In diesem Moment kam ein Junge ins Zimmer, um die zwölf Jahre, und er steckte in einem kurzbeinigen Matrosenanzug. Auch er winkte mir stumm zu.

»Noch ein Kind. Sag mal, was bist du denn für eine Mutter?«

»Was redest du denn für einen Schwachsinn? Ich habe überhaupt keine Kinder.« Sie zog den Träger ihres Kleides wieder hoch und kniete sich nun ebenfalls hin.

»Und wem gehören die beiden dann?«, fragte ich und wies auf die Kinder. Der Junge war unterdessen zu seiner Schwester hinübergegangen und legte den Arm um sie. Die beiden waren ziemlich bleich.

Sie folgte meiner Geste und schüttelte den Kopf. »Du hast doch echt einen an der Waffel.«

»Entschuldige bitte, dass ich mir Sorgen um die Psyche der kleinen Scheißer mache!«, rief ich erbost.

»Hast du Hallus, oder was? Da ist keiner!«

Ich blickte sie an, sah auf die Kinder, die wie auf Stichwort stumm winkten, und dann wieder auf Elsbeth. Die Alte war völlig bescheuert. Sie wollte es vor ihren Kindern treiben und ich sollte so tun, als seien sie nicht da? Wer wusste, wie oft die das schon gemacht hatte. So verstört und bleich, wie

die Kinder aussahen, sicher schon einige Male. Wut klumpte meine Eingeweide zusammen.

»Du verrückte Schlampel!«, rief ich ihr zu und stand auf. »Das melde ich dem Jugendamt.«

»Ey, auf welchem Tripp bist du denn?«, fragte sie, aber jetzt mischte sich Unsicherheit in ihre Stimme. Klar, sie hatte Schiss vorm Amt. Die würden die armen Kleinen gut unterbringen.

»Ich komme wieder!«, versprach ich ihr. »Und dann kannst du was erleben!«

Sie beugte sich zur Seite und zog einen Baseballschläger neben dem Bett hervor. »Verpiss dich, du irres Arschloch!«, kreischte sie und schlug nach mir. Ich konnte dem Hieb gerade eben noch ausweichen, so dass er nur die Nachttischlampe erwischte und zerdepperte. Und erneut war ich auf der Flucht. Ich schaffte es, meine Jacke aufzulesen und zur Tür hinauszusprinten, bevor der Basi dagegenkrachte. Dann hörte ich sie diverse Schlösser vorlegen.

Da stand ich nun, mit nacktem Oberkörper unter meiner alten Jacke und wischte mir mit der Hand über die Stirn. Dabei kratzte mich etwas schmerzhaft. Verwundert blickte ich in meine Handfläche und stöhnte erschrocken auf. Dort wucherte ein großes, schwarzes, verschorftes Muttermal, das heute Morgen noch nicht dagewesen war. Ich umklammerte mein Handgelenk und streckte die Hand weit von mir, als könnte ich das Un Ding damit verschwinden lassen. Einige dunkle Haare wuchsen daraus hervor und ließen mich an die Ermahnungen meines Vaters denken. »Und blind wir'sse man auch davon, Jung!«, klang es in meinem Ohr nach.

Intellektuell kann man vielleicht darüber streiten, aber körperlich bin ich definitiv ein Frühentwickler. Während alle meine Freunde noch mit Playmobil und Big Jim spie-

len, spiele ich viel lieber mit meinem Little Jim, und das, wann immer ich ungestört bin. Leider hat meine Mutter eine Ausbildung beim Geheimdienst des Vatikans absolviert, wie sonst wäre es zu erklären, dass es in unserem Haushalt nicht eine einzige spärlich bekleidete Frau gibt? Nicht mal den Ottokatalog kriege ich in die Finger, von den Bild-Nackedeis ganz zu schweigen und eine Fernsehzeitung haben wir auch nicht. Mir bleibt also nur die Fantasie, und die hat herzlich wenig Vergleichsmöglichkeiten, denn die einzigen Frauen, die ich nackt gesehen habe, sind meine Oma und meine Mutter, und bei allen Hormonen ... nein danke.

Darum trifft mich förmlich der Schlag, als eines Tages eine alte Schulfreundin meiner Mutter mit ihrer ganz und gar nicht alten Tochter in der Tür steht. Im direkten Vergleich mit ihren Cowboystiefeln, der Jeans-Hotpants und dem hautengen, bauchfreien »Legalize!«-T-Shirt, wirkt meine Mutter in ihrer Kittelschürze umso schlimmer. Die Perle ist etwa siebzehn und damit vier bis fünf Jahre älter als ich.

»Das isset Ilse mit ihrer Greta. Die woll'n wohl heuer mal bei uns übernachten«, erklärt meine Mutter.

Ich gebe ein Geräusch von mir, das an die letzten Laute eines strangulierten Hasen erinnert, aber der Blick, den mir Greta daraufhin zuwirft, ordnete mich eher im Bereich der Asseln oder Schneckentiere ein.

»Trach schoma die Taschen im Gästezimmer«, verlangt meine Mutter und ich komme der Aufforderung gerne nach, bringt es mich doch näher an dieses engelgleiche Geschöpf heran, das sich nun mit einer Hand durch die langen blonden Haare fährt und dabei einen prächtigen Achselhaarbusch offenbart.

Ich lade mir das schwere Gepäck auf, unterdrückte dabei nur mühsam ein entsetztes Stöhnen, und wuchte alles

in die Rumpelkammer, in der meine Mutter zwei Klappbetten aufgestellt hat, was sie offenbar zum Gästezimmer macht.

Wenig später sitzen wir am Abendbrottisch, und während meine Eltern und Ilse sich prächtig amüsieren, starrt Greta mich grimmig an. Das ist insofern doppelt schlimm, als ich darum stets bemüht bin, ihr nicht auf die Brüste zu blicken. Es gelingt mir etwa die Hälfte der Zeit, was für einen pubertierenden Jungen ein verdammt gutes Ergebnis ist, wie ich finde.

Greta tritt mich unterm Tisch gegen das Schienbein, als ich gerade ein Glas Milch ansetze und ich verschlucke mich so sehr, dass ich ihr nicht nur die Milch mitten ins Gesicht pruste, sondern gleich darauf gerade noch ins Bad flüchten kann, bevor ich mich übergebe. Während der Standpauke meiner Mutter, die mir schon Tausendmal gesagt haben will, dass ich nicht so schlingen soll, sieht Greta sehr zufrieden mit sich aus. Aber diesen Triumph gönne ich ihr, denn meine Milch hat ihr Oberteil halb durchsichtig werden lassen. Ich versuche diesen Anblick auswendig zu lernen, verwerfe die mühsam gebüffelten Lateinvokabeln für die Klausur am nächsten Tag, um mehr Platz für geistige Nacktfotos in meinem Kopf zu machen.

Wie erwartet muss ich zur Strafe früh ins Bett, aber das ist mir sehr recht, denn während die »Großen« sich unterhalten und vermutlich ordentlich picheln, nutze ich die frische Erinnerung, um den Pfadfindern Konkurrenz im Zeltbau zu machen.

Plötzlich höre ich, wie nebenan die Dusche angeht. Ich spüre, wie sich mein Puls beschleunigt und lausche angestrengt.

»Bei'm Knopf an und für sich, da isset ja die Form«, sagt mein Vater.

»Ach Vatter, jetzt komm mich doch nich immer mit'de Knöpp.« Meine Mutter.

»Lassen doch, ich finnet janz inneressant.« Das war Ilse, was nur eine Person übrig lāsst, die da nebenan gerade nackt unter der Dusche steht.

Wie ferngesteuert stehe ich auf und schleiche auf den Flur. Die Milchglastür zum Wohnzimmer ist geschlossen, dahinter wird Gelächter laut, als die Alten mit einem Trinkspiel anfangen. Ich stehe geschlagene zehn Sekunden unschlüssig vor der Badezimmertür. Auf der einen Seite will ich kein notgeiler, gruseliger Spanner sein, auf der anderen Seite hätte ich am Montag in der Schule etwas zu erzählen, für das mich jeder meiner Klassenkameraden beneiden würde. Mit Ausnahme von Gerhard. Der guckt beim Umziehen nach dem Sport immer so komisch, der ist bestimmt schwul. Dessen Vater ist ja Kommunist, daher kommt so was, sagt mein Vater.

Das Schloss an unserer Badtür ist seit Wochen kaputt, denn wenn es nicht um Knöpfe geht, ist mein Vater eine handwerkliche Niete, aber auch zu geizig, einen Fachmann zu bezahlen.

Und so schleiche ich mich hinein, schließe die Tür leise und sehe Greta unter der Dusche stehen, eine deutliche Silhouette auf dem mattweißen Duschvorhang. Der Anblick ist zuviel für meine ohnehin wacklige moralische Basis und ich komme zur Sache.

Nach einigen Augenblicken, in denen ich, die Hand in der Schlafanzugshose, versucht habe, möglichst leise zu keuchen, schießt mir plötzlich ein stechender Schmerz durch das Ohr. Ich erstarre in der Bewegung, erschlafe an anderer Stelle und sehe meinen Vater mit hochrotem Kopf über mich gebeugt. Er zieht mich am Ohr aus dem Badezimmer und in mein Zimmer. Als auch dort die Tür

hinter uns geschlossen ist, brüllt er mich in Zimmerlautstärke an: »Kind, bisse eigentlich plemplem? Davon krisse Gicht und Rückenmarksschwund. Und dir wachsen Haar inne Hände. Und blind wir'sse man auch davon, Jung!«

Ich senke schamerfüllt den Kopf. Was er da erzählt, ist natürlich Schwachsinn, das habe ich in der Bravo beim Tom gelesen. Trotzdem bin ich nicht stolz darauf, beim Taschenbillard erwischt worden zu sein. Aber hätte er nicht ein paar Augenblicke später reinkommen können?

Mein Vater hält mir eine Standpauke über Respekt und Anstand und sperrt dann meine Zimmertür von außen ab. Da erst fange ich an, mich zu fragen, was er mit seiner Fotokamera im Bad wollte ...

Ich berührte das unförmige Ding in meiner Handfläche vorsichtig mit dem Zeigefinger und es war rau und schorfig und als ich daran zog, schoss ein unsäglicher Schmerz durch meinen Unterarm, der mich auf die Knie schickte.

»Ich muss ins Krankenhaus«, erzählte ich dem leeren Flur. Durch die geschlossene Tür hörte ich Elsbeth rufen: »Wohl eher in die Klappse, du Scheißkerl. Verpiss dich, oder ich schlag dir den Schädel ein.«

»Irres Weib«, rief ich zurück, aber als sie begann, die Schlösser wieder zu entriegeln, stand ich eilig auf und floh.

Der Vollmond stand groß und voll über dem Krankenhaus. Ich war ziemlich erschöpft, denn noch immer ohne Geld musste ich zu Fuß herlaufen. Doch ich hatte Glück im Unglück - das St. Gallen hatte Aufnahme heute Nacht. Eine gelangweilte Nonne am Empfangsschalter wies mir den Weg zur Ambulanz, wo ich mich artig an der Aufnahme anmeldete.

»N'abend. Was haben wir denn für ein Leiden?«, fragte mich ein junger Pfleger, dem Namensschild nach Robert Klein.

»Klaus Holger mein Name. Ich weiß auch nicht, ein Geschwür oder so«, berichtete ich ihm und sah mich im Wartezimmer um. Ein alter Mann saß, offensichtlich stockbetrunken, auf einem der Stühle, auf der anderen Seite saß ein junges Pärchen, sie den Fuß hochgelegt und mit kalten Kompressen umwickelt.

Im Flur, der abführte, gab es laute Rufe und Tumult. Offensichtlich ein weiterer Betrunkener. Mein Blick wurde immer wieder dorthin gezogen.

»Ein Geschwür. Und damit kommen sie mitten in der Nacht in die Notaufnahme?«

Ich zuckte die Schultern. »Das war gestern noch nicht da«, erklärte ich und hielt es dem Pfleger hin. Der verzog das Gesicht und sagte: »Ne, hübsch. Na, dann füllen Sie das hier mal aus und nehmen Sie Platz.«

Er reichte mir ein Klemmbrett und wies grob in Richtung der Stühle. Der Alte grunzte wohligh im Schlaf und wenig später plätscherte es leise von seinem Stuhl herab, also orientierte ich mich näher zur anderen Seite.

Der Tumult wurde immer lauter und jetzt konnte ich einzelne Rufe verstehen.

»Mann, immer diese Verrückten zu Vollmond.«

»Der hat aber auch Kraft.«

»Und dabei haben wir den schon abgeschossen!«

»Arouuuu!«

Das letzte war ein lang gezogenes Heulen, das nur entfernt menschlich klang. Dann hörte ich einen Schmerzensschrei, eine Liege poltern und schließlich bog etwas auf allen vieren im gestreckten Galopp um die Ecke. Auf den ersten Blick dachte ich, es wäre ein langhaariger Hund, aber als es kurz innehielt, erkannte ich einen nackten Mann mit lan-

gen, verfilzten Haaren, einem dichten Vollbart und beeindruckender Körperbehaarung. Er jaulte kurz auf, sah mich und stürmte auf allen vieren auf mich zu.

»Robert, halt den fest!«, rief eine Stimme, aber Robert war wie ich eine viel zu lange Sekunde wie gelähmt von dem Anblick. Dann sprang der Kerl mich an, riss mich mitsamt Stuhl um und versuchte, mich in den Hals zu beißen. Ich schrie wie ein kleines Mädchen, hatte aber noch genug Geistesgegenwart, dem Mann mit beiden Händen an den Haaren zu packen und von mir wegzuhalten. Seine Zähne, die wie bei einem Vampirkostüm verlängert wirkten, schlugen knallend aufeinander und er wand sich wütend.

»Hilfe«, krächzte ich und versuchte meine Beine zwischen den Mann und mich zu bekommen, aber er war unglaublich stark. Mit einem lauten Ratschen rissen die Haare, die ich in der rechten Hand hielt, vom Kopf ab und er zuckte vor. Ich riss umso stärker an dem anderen Strang, tastete nach dem Klemmbrett und schaffte es, ihm das Ding im allerletzten Moment in den Mund zu stopfen. Der Mann bäumte sich wütend auf und schüttelte den Kopf, wie ein Alligator, der ein Stück Fleisch aus seinem Opfer reißen will.

Da erst erreichten uns die Pfleger, die sich zu dritt auf den Mann stürzten und ihn von mir runterzertrten. Als sie im Flur verschwunden waren, trat Robert zu mir und half mir hoch, stellte den Stuhl auf und setzte mich darauf.

»Alles in Ordnung?«, fragte er mitfühlend.

»Warum immer ich?«, wimmerte ich leise.

»Na, na, wird schon wieder.« Er tätschelte mir den Rücken. »Sind Sie verletzt?«

Ich horchte kurz in mich hinein, aber außer der Last, Prügelknabe des Schicksals zu sein, waren keine Schmerzen zu finden. Also schüttelte ich den Kopf.

»Na sehen Sie. Tut mir sehr leid, aber solche Verrückten kriechen bei Vollmond immer aus ihren Löchern. Der glaubt, ein Werwolf zu sein.« Robert machte eine kreisende Bewegung mit dem Finger an seiner Schläfe und piffte eine kleine Melodie.

Er hob das Klemmbrett mit meinem Formular auf und reichte es mir. Das Adrenalin ließ meine Hände zittern, aber ich füllte es trotzdem aus.

»Vorname: Klaus, Nachname: Hol(Zahnabdruck)ger.« Mein Blick blieb an dem Loch hängen, um das ich herumgeschrieben hatte und meine Zunge fuhr über meine eigenen Schneidezähne. Ungläubig schüttelte ich den Kopf. Der Kerl hatte durch mehrere Blätter, zwei Lagen Plastik und eine dicke Pappplatte hindurchgebissen. Er hatte wohl im wahrsten Wortsinn wahnsinnige Kräfte. Mir lief ein eisiger Schauer über den Rücken und erst jetzt bemerkte ich, dass das junge Paar mich die ganze Zeit anstarrte.

Ich erwiderte den Blick fragend, was der junge Mann, Generation Counterstrike, nach der auf den Haaren schwebenden Baseballkappe und der Hose in den Kniekehlen zu urteilen, zum Anlass nahm, zu mir zu kommen.

»Geiler Stunt, Alter!«

Ich nickte unverbindlich. Solche Leute sollte man nicht provozieren.

»Kopfschmerzen?«

Da ging es schon los. Unverfrorenheit, mir im Krankenhaus Prügel anzudrohen. Ich spürte, wie die Wut sich durch den Wattedausch des Entsetzens brannte. »Jetzt pass mal auf, du kleiner ...«

»Ey«, sagte er und hob beschwichtigend die Hände. »Ich mein ja nur.« Er wies zur Seite und ich folgte seinem Blick. Einer der großen, mit Granulat gefüllten Töpfe mit künstlichen Palmen drin war eingedrückt und ab und an fiel leise klingend eine der braunen Kugeln heraus.

»Hä?«, bewies ich meine schnelle Auffassungsgabe.

»Ey, du hast das Ding mit dem Kopf eingeschlagen, als du dich langgemacht hast.«

Ich blickte auf den Topf, auf den aufgestellten Stuhl, schätzte die Entfernung ab und fasste mir schließlich an den Hinterkopf. Da war eine kleine Beule und ich kämmte einige Tonsplitter aus meinem Haar.

»Ich bin ... dagegen?«

Der Mann nickte und hielt die Faust hoch. Ich zuckte zurück, noch immer Dresche befürchtend, aber dann verstand ich und tippte meine eigene Faust dagegen.

»Shaolin Eisenschädeltechnik, Alter!«, wurde ich gelobt und verstand die Welt nicht mehr. Ich bekam schon blaue Flecken in der Größe von Luxemburg, wenn ich mich an der Türklinke stieß, und jetzt sollte ich einen Blumenkopf auf Zidane-Art erledigt haben, ohne einen Schädelbasisbruch erlitten zu haben?

»Herr Klaus?«

»Holger. Klaus ist der Vorname«, korrigierte ich Robert automatisch, ohne den Blick von dem Topf zu wenden.

»Sie können jetzt durchkommen.«

Ich nickte, zögerte noch einen Augenblick, riss mich dann aber los. Es schien, als müsste ich mich damit abfinden, dass mir seltsame und unerklärliche Dinge passierten. Aber man musste das Positive sehen ... alles war besser, als zuhause Berlin - Tag und Nacht gucken zu müssen.



SIEBTES KAPITEL: KRANKENPOLONÄSE (Eiszeit)

»Guten Tag«, begrüßte ich den Arzt, als er mit einer kleinen, dicken Krankenschwester in den Raum kam. Sie schenkte mir ein breites, strahlendes Lächeln, er ignorierte mich vollkommen, bis er es sich am Tisch bequem gemacht hatte und nach dreimaligem Klicken einen Kugelschreiber auf das rosa-farbene Notfallprotokoll setzte. Sein Haarkranz und die auf der großen Nase weit nach vorn geschobene Brille verliehen ihm das Aussehen eines Geiers. Und ungefähr soviel Vertrauen hatte ich auch zu ihm.

»Hand?«, fragte er.

»Ja«, erläuterte ich. »Ich habe da in der Hand dieses Geschwür, das ziemlich schnell gewachsen ist, und jetzt mache ich mir natürlich ziemliche Sorge. Vielleicht können Sie mich ja beruhigen, ist vermutlich nur eine Allergie oder so?«, flehte ich und bemerkte aus dem Augenwinkel, dass Schwester Danuta sich unauffällig immer näher an mich heranschob, unverändert irritierend breit lächelnd.

Mein Blick schwankte zwischen dem stummen Arzt und der lauernden Schwester hin und her. Der Arzt, der kein Namensschild trug, rollte auf dem Hocker sitzend zu mir he-

rüber und riss meine Hand an sich, musterte sie eingehend, drehte sie um.

»Die andere«, kam ich ihm zu Hilfe. Er stürzte sich darauf und sein Ruck riss mich beinahe von der Behandlungsliege, auf deren Rand ich saß.

»Ha«, sagte er und nickte. »Wahrscheinlich Krebs!«

»Was?«, rief ich entsetzt.

»Krebs. Hautkrebs. Wir schneiden das mal raus und schicken es ein.«

»Krebs?«, kreischte ich und spürte Danutas glutvollen Körper an meinem Arm: »Pscht, ist sich nicht so schlimm, Liebelein, wird sich alles wieder gut, ja?«

»Krebs?«, wiederholte ich der Panik nahe.

»Vermutlich«, bestätigte der Arzt und stand auf, um diverse unheilschwangere Gerätschaften zusammenzusuchen.

»Krebs?« Ich fühlte mich wie eine hängende Schallplatte. Obwohl man heute wohl eher eine zerkratzte CD sagen müsste.

»Ja, doch«, verkündete der Arzt, nun schon etwas genervt, und legte Spritzen, Einmalskalpelle und diverses Verbandsmaterial auf die Liege neben mich. Dabei warf er der Schwester einen finsternen Blick zu, doch die hatte nur Augen für mich und fing jetzt an, mir beruhigend über den Kopf zu streicheln. Dazu musste sie jedes Mal ein Stück hochspringen.

»Wie ... wie stehen denn meine Chancen?«, fragte ich und ignorierte den polnischen Flummi in Altrosa.

»Hätten früher kommen sollen«, verkündete der Arzt, packte meine Hand und rammte eine Spritze hinein.

Ich schrie vor Schreck und Schmerz auf und riss den Arm zurück. »Au!«

»Ja, ohne Betäubung geht wohl kaum, oder?« Der Arzt schüttelte den Kopf, als hätte er es mit einem störrischen Kind zu tun.

»Das Ding war gestern noch nicht da!«, warf ich ihm vor.
»Wie hätte ich da früher kommen können?«

Er nahm wortlos meine Hand wieder in den eisernen Klammergriff, bellte Danuta auf Polnisch an und sie seufzte, ließ meinen anderen Arm los und legte sich mit einem verheißungsvollen Lächeln so auf meinen Unterarm, dass er zwischen ihrer beachtlichen Oberweite und dem ersten von zahlreichen Bauchspeckringen festgepinnt war. Erneut biss die Nadel in mein Fleisch, aber diesmal war es weniger schlimm. Scheinbar wirkte das Betäubungsmittel schon.

Ich verfolgte mit einer lethargischen Ruhe, wie er sich an meiner Hand zu schaffen machte. Irgendwann packte er das Skalpell aus und ich war froh über Danutas Leibesfülle, die meine Hand vor meinem Blick verbarg. Doktor Namenlos ging mit einer Vehemenz zu Werke, dass ich jeden Augenblick die Arie aus »Saving Privat Ryan« zu hören erwartete, aber es blieb still.

»So«, sagte er schließlich und ließ etwas Feuchtes in eine Metallschale fallen.

»Krebs?«, wimmerte ich.

»Ja, aber brauchst du keine Angst haben. Überlebt sich heute fast die Hälfte.«

Als wäre diese Einschätzung nicht schon motivierend genug, schnaubte der Arzt an dieser Stelle auch noch geringschätzig, weshalb ich meine Überlebenschancen auf ein Drittel korrigierte.

Die Hand wurde verbunden, man drückte mir eine großzügige Portion Schmerztabletten in die andere und dann ging der Arzt, mein Geschwür in der Schale, davon.

»Und jetzt?«, fragte ich Danuta, die wie von einem Gravitationsfeld wieder zu mir gezogen wurde und sich an meinen Arm heftete.

»Soll ich dir bisschen Tee machen?«, schlug sie vor, aber ich sah ihr an, dass sie dabei eher an eine andere Art Tauchsieder dachte.

»Nein, ich meine: Was passiert jetzt mit dem ... Ding?«

»Ach so. Wird sich im Labor untersucht. Hast du morgen Bescheid. Gibst du mir Telefonnummer.«

Schlaues Mädchen, dachte ich, wiegelte sie aber ab: »Ne, ne, ich melde mich.«

Dann stand ich auf und taumelte, noch immer unter Schock und nun auch noch mit diversen Schmerzmitteln im Blut, auf den Fahrstuhl zu.

»Aber hast du doch meine Nummer nix«, rief Danuta mir nach, doch da öffnete sich der Fahrstuhl bereits. Ich ging hinein und drängte einen Würgereiz hinunter, als mein Blick auf die verbundene Hand fiel. »Nein«, machte ich mir Mut. »Das ist kein Krebs. Das ist eine Allergie. Oder wenigstens ist es gutartig. Das spürt man doch, wenn man Krebs hat.«

Kaum hatte ich es dem leeren Fahrstuhl mitgeteilt, wurde mir die Absurdität der Aussage bewusst. Und natürlich war das auch die Erklärung dafür, warum das Leben mir plötzlich Kaviar und Trüffel servierte. All das gute Karma, dass ich in meinem miserablen Leben gesammelt hatte, musste jetzt noch schnell in meiner verbleibenden Lebenszeit ausgeschüttet werden.

Da würde sich das Leben aber noch ordentlich anstrengen müssen. Wenn ich zum Beispiel an meinen ersten Krankenhausaufenthalt zurückdachte ...

Solange ich nicht schlucke, sind die Schmerzen auszuhalten, aber schön ist trotzdem deutlich anders. Ich liege mit fünf anderen Patienten unterschiedlichsten Alters in einem Kotzgrün gestrichenen Zimmer des Südpark-Krankenhauses. Zwei der Patienten begnügen sich damit, in unregelmäßigen Abständen laut vor sich hinzustöhnen. Der

eine, weil er noch halb in der Narkose seiner Blinddarm-OP liegt, der andere, weil er nix Besseres zu tun hat. Der Kleinste im Bunde, ein Grundschüler namens Michael, ist gute fünf Jahre jünger als ich. Tagsüber liest er Mickey-Maus-Hefte und schläft, aber dafür heult er die ganze Nacht über und ruft nach seiner Mutter. Das hält die anderen vier aber nicht davon ab, laut im Chor zu schnarchen.

»Das Schlimmste ist geschafft. Jetzt musst du dich nur noch ein paar Tage ausruhen«, sagte der Arzt heute morgen zu mir. Dass ich nicht lache. In der Einflugsschneise des Düsseldorfer Flughafens hätte ich mehr Ruhe. Zur Hölle, auf dem *Rollfeld* hätte ich mehr Ruhe.

Herr Rimald kommt vom Klo zurück. Er ist geschätzt Hundert und kommt zielstrebig auf mich zu. »Warum bist du denn hier?«

Ich verkrieche mich hinter meinem Yps-Heft und versuche ihn zu ignorieren, aber er schiebt eine gichtige Kralle über den Rand der Zeitschrift und wiederholt seine Frage.

»Mandeln, das wissen Sie doch, Herr Rimald.« Aber er weiß es nicht. Fünf Minuten außerhalb des Zimmers reichen aus, um ihn alle Anwesenden vergessen zu lassen.

»Ich hab Leistenbruch. Ist aber schön geworden«, verkündet er und lässt flink wie ein Affe die Hose herunter, um mir die rosige Narbe knapp über seinen Kronjuwelen zu präsentieren. Wobei Juwelen hier nicht wirklich angebracht ist. Das Ganze sieht eher aus wie Rosinen an drei Tage alter Bratwurst.

»Hier haben sie geschnitten«, erklärt er und strafft das schlaffe Bauchfell zur Seite. »Hier.«

»Toll, Herr Rimald«, sage ich und weise auf den Kleinen. »Der Michael will das bestimmt auch sehen.«

Der angesprochene quiekt auf und versteckt sich unter der Bettdecke. In dem Moment geht die Tür auf und

Schwester Rita kommt herein. Sie ist eine nette Frau, etwa so alt wie meine Mutter, aber nicht so grimmig. Sie strahlt uns alle an, sieht den alten Exhibitionisten und tadelt: »Aber Herr Rimald, so im Zug zu stehen. Sie holen sich noch was weg.«

Sie stellt ein erstes Tablett mit Mittagessen auf dem Tisch ab, zieht Herrn Rimald die Hose hoch und schiebt ihn auf sein Bett. »Jetzt erstmal lecker Mittag!«

Wenig später hat sie die Tablettts verteilt und kommt ein letztes Mal mit zwei Eisbechern zurück. »Und hier das Eis für unseren Helden. Schön langsam lutschen, ja? Ist sicher schon viel besser, hm?«

Ich nicke stumm, denn ich will sie nicht anlügen, reiße sofort eine Eispackung auf und suche nach dem Löffel. Als sie das Zimmer verlässt und ich den Löffel noch nicht gefunden habe, stecke ich zwei Finger in die weiche Masse und schauffele mir soviel es geht in den Mund. Die Kühle ist herrlich in meinem zerschlitzten Hals. Wenn man mir vorher verraten hätte, dass man mir einen Natodraht in den Rachen stopfen und alles, was vorragt, damit absäbeln würde, hätte ich mir das noch mal überlegt. Das waren nicht mal zwei Wochen schulfrei wert.

Ich schlinge das Eis herunter, doch ich bin nicht schnell genug. Gerade als ich den anderen Eisbecher aufmachen will, fliegt die Tür auf und eine nasale Stimme ruft: »Ey! Arschloch!«

In der Tür steht Eduard »Eddie« Lindmeier, der auf meine Schule geht. Er ist sechs Jahre älter, aber nur drei Klassen über mir ... das sagt wohl alles.

Ihm hatte man die Nase gerichtet, was medizinisch sinnvoll sein mochte, aber ästhetisch keinen Zugewinn brachte. Man macht aus einem Haufen Scheiße kein Gold, auch wenn man eine schiefe Wurst aufrichtet. Er sieht aus

wie eine Mischung aus »Das Ding im Sumpf« und einem Schimpansen. Er hebt die Faust mit den haarigen Knöcheln und droht: »Ich hau dir die Fresse breit, du Zwerg!«

Dann stapft er zu mir herüber, wirft die feuchte Tellerabdeckung auf mein Bett und schnappt sich mit der einen Hand das Eis und mit der anderen die Bratwurst in Soße, wobei er tiefe Furchen durch den Kartoffelbrei zieht.

»Du isst das, was ich übriglasse!«, verkündet er, so wie in den letzten drei Tagen schon und die anderen Männer im Zimmer lachen. Aber heute ist etwas anders. Ich spüre, wie ich, nachdem ich von dem köstlichen Nektar gekostet habe, mein anderes Eis auch haben will. Mehr noch, ich muss es haben! Also umklammere ich seine Hand mit dem Eis und rufe: »Nein!«

»Lass los, du Spasti«, flucht Eddie und versucht die Hand freizubekommen.

»Das ist mein Eis!«, kreische ich und zerre an dem deutlich größeren und schwereren Gegner.

»Lass los!«, fordert er erneut und schlägt nach mir. Ich ducke mich weg und seine Hand kracht auf das Bettgestell. Die Wurst darin wird zermatscht und spritzt in Bröckchen in alle Richtungen. Eddie brüllt auf vor Schmerz, lässt das Eis aber nicht los.

»Ich mach dich tot!«, donnert er, aber da bekomme ich die Tellerabdeckung in die Finger.

»Das ... ist ... mein ... Eis!«, keuche ich und beim letzten Wort trümmere ich ihm die orange, steinharte Plastikscheibe ins Gesicht. Es gibt ein lautes Knirschen und seine Nase steht wieder schief. Er macht keinen Mucks mehr, verdreht die Augen und sinkt ohnmächtig zu Boden.

Ich presse den zerdrückten Eisbecher gegen meine Brust, ziehe den Deckel ab und tauche erneut die Finger hinein. Als ich das kühle Ambrosia die Kehle hinabgleiten

lasse, schmeckt es nach Blut, denn meine OP-Narben sind von der Anstrengung aufgeplatzt und ich habe eine massive Nachblutung. Vermutlich wird mich Eddie umbringen, sobald er wieder zu sich kommt. Aber all das ist mir egal. Ich genieße mein Eis, und es ist köstlich, denn es schmeckt nach Triumph.

Das Krankenhaus war an einem typischen Wuppertaler Hang gebaut, was bedeutete, dass man zwar zu ebener Erde in die Notaufnahme kam, hinten aber drei Stockwerke herunterfahren musste zum anderen Ausgang. Der war näher an der einzigen Kneipe, die mir noch einen Deckel machte, also drückte ich den entsprechenden Knopf und der Aufzug setzte sich in Bewegung.

»Nur keine Panik jetzt. Denk positiv«, dachte ich und gleich darauf: *Apropos positiv*, denn mir fiel ein, dass ich bei Veronique nicht verhütet hatte. Das würde mir jetzt noch fehlen.

In diesem Moment öffnete sich die Fahrstuhltür, aber wir waren noch nicht unten angekommen. Vor der Tür stand keiner, also drückte ich den Knopf, der sie schließen sollte, aber nichts geschah.

Ich lehnte mich aus dem Fahrstuhl und blickte den Gang hinab. Er war fast dunkel, an den Wänden hingen teils Plänen, teils waren grüne Bauplatten davorgesetzt. Offensichtlich wurde hier gerade umgebaut. Nur das Licht aus einigen halb geöffneten Patientenzimmern lag keilförmig auf dem grauen Linoleum.

Ich trat zurück und drückte den Knopf erneut. Das Licht in der Kabine fing an zu flackern und es wurde mit einem Mal kälter. Mein Atem schlug sich in Wolken ab. Vermutlich hatte jemand irgendwo eine Tür offen stehen lassen.

Da kam eine Nonne in Sicht. Ihre Christenburka reichte bis zum Boden, so dass es aussah, als schwebe sie den Gang

hinab. Sie trug ein Tablett mit Urinproben so stolz vor sich her, als brächte sie dem Papst die Hostien zum segnen. »Heiliger Mittelstrahl«, murmelte ich, und musste schmunzeln.

Doch das Lächeln verging mir, als die seltsame Gefolgschaft der Nonne in Sicht kam. Es mochte ein knappes Dutzend Patienten sein, die der Ordensschwester folgten. Einige, wie der alte Mann, der sich unter Mühen an einem Tropf festhielt, schlurften, andere rollten in zum Teil altertümlich wirkenden Rollstuhlungetümen und einer von ihnen, ein Mann mit langem, weißem Bart, zog sich mit den Armen über den Boden, was daran liegen mochte, dass er keine Unterschenkel mehr besaß. Sie alle starrten aus unterlaufenen Augen in meine Richtung.

Ich war entsetzt. Ich wusste ja, dass der Service im Krankenhaus schrecklich schlecht war, aber das ging doch wohl zu weit. Ich hob die Hand, wollte die Nonne ansprechen, da passierte sie mit ihrer Entourage einen der Lichtkeile. Mit blieben die Worte im Hals stecken.

Die Leute, sogar die jüngeren, waren so bleich und ihre Wangen so eingefallen, dass sie fast wie tot wirkten. Sogar ihre Krankenhauskittel schienen entfärbt.

Aus dem Mund einer jungen Frau, deren Rollstuhl eigentlich zu alt war, um einen Elektroantrieb zu haben, der sich aber dennoch ohne eine Regung ihrerseits fortbewegte, lief ein gräulicher Blutfaden.

Ich schüttelte mich, halb entsetzt, halb angeekelt, und wollte einen Schritt vor machen, aber da schoss die Eingangstür zu und sperrte mich im Aufzug ein. Ein Ruck ging durch die Kabine und das Ding stürzte förmlich nach unten, dass ich dachte, mein letztes Stündlein habe geschlagen. Doch dann fing er sich magenquetschend ab und öffnete mit einem scheinheiligen Ping die Türen. Es dauerte eine ganze Weile, bis ich hinausschaute und obwohl ich nur einen hell

erleuchteten Eingangsbereich vor mir sah, dauerte es noch ein bisschen länger, bis ich mich traute, hinauszutreten.

»Irgendwas stimmt hier ganz gewaltig nicht!«, verkündete ich dem Fahrstuhl, der mich mit einem Ping verhöhnte, die Türen schloss und mit seinem Tagwerk weitermachte.

Als ich erwachte, war es nass und sehr, sehr kalt. Ich schlug die Augen auf und sah einen schwarzen Klecks vor mir, der sich nach einigem Blinzeln als Vogel herausstellte. Das Tier nippte an der halb gefrorenen Flüssigkeit, in der ich lag, um dann bei meinem leisen Stöhnen schnell noch einen schwarzweißen Kommentar über mein Leben auszuscheiden und fortzuflattern.

Mühsam richtete ich mich auf. Offenbar hatte sich mein Lieblingswirt besonders großzügig gezeigt, wie sonst wäre es zu erklären gewesen, dass ich im Stadtbrunnen lag? Ich rutschte aus der Schneemischung und sah zum Rathaus auf, dessen Uhr mir die Zeit verriet: Acht. Das bedeutete, dass ich zumindest einige Stunden im eiskalten Wasser gelegen haben musste. Dafür ging es mir noch recht gut, immerhin war ich am Leben.

Ich warf den zahlreichen Passanten, die über den Rathausvorplatz liefen, finstere Blicke zu. Keiner von denen hätte mir geholfen, die hätten mich hier einfach erfrieren lassen. Ich hob meine Hand, um mir den eisigen Schnee aus dem Gesicht zu wischen und sah den durchweichten und schmutzigen Verband daran.

»Ach, stimmt ja«, sagte ich vor mich hin, und als mich eine Oma mit Rollwagen zweifelnd ansah, schrie ich sie an: »Ich hab Krebs!«

»Ich auch«, gab sie zurück. »Aber das ist kein Grund, hier so rumzuschreien!«

Ich sah ihr verblüfft nach, zupfte ein wenig am losen Verband, versuchte vergebens einige Schleifen wieder aufzuwi-

ckeln und beschloss dann, noch gnädig betäubt von der Kälte und der Melange aus Schmerzmitteln und Restalkohol, erstmal nach Haus zu gehen.

Krebs war heute ja nicht mehr unheilbar, sagte ich mir selbst und machte mich mit neuem Schwung auf, blieb mit dem Verband an einer Brunnenverzierung hängen, wurde aus vollem Lauf zurückgerissen und landete schmerzhaft auf der Seite.

Kurz erwog ich, dort einfach liegen zu bleiben, aber dann packte mich die Wut. Ich sprang auf und zerrte an dem Verband, doch der war hoffnungslos verdreht, also wickelte ich ihn von der Hand und erstarrte entsetzt. Die Handinnenfläche war von schwarzen, wulstigen Linien durchzogen, die von einem Kreis eingerahmt wurden. Von den Schnitten des Arztes war hingegen nichts mehr zu erkennen.

Ich ließ die Hand sinken und lachte ungläubig. Es gab nur eine Erklärung für all das: Ich wurde verrückt.

Ich sprang zu einer jungen Frau, die trotz der Kälte einen Rock trug, darüber einen Bundeswehrparker und auf der Stirn eines dieser indischen Smarties. »Sehen Sie das?«, fragte ich sie, dem Irrsinn nahe, und sie sah auf meine Hand, verzog das Gesicht und floh. Beim nächsten Passanten ging ich auf Nummer Sicher. Ich packte den Anzugträger am Arm und hieb ihm meine Hand fast ins Gesicht. »Da! Sehen sie da was?«

Der Mann blickte in meine fiebrigen Augen, dann auf die Hand. »Ja ... Nein? Was wollen Sie denn hören?«

Mit einem verzweifelten Schrei stieß ich ihn zur Seite und sprang von hinten einem breit gebauten Rocker auf den Rücken, klammerte mich mit einem Arm und den Beinen an ihm fest und hielt ihm die verunzierte Hand vor: »Da, was siehst du da?«

Der Mann schüttelte sich mit einem Grunzen wie ein Hund und warf mich ab. Kurz schien er entschlossen, mich

mit seinen Bikerstiefeln zusammenzutreten, aber dann ging er kopfschüttelnd weiter.

Ich rappelte mich wieder auf und startete einen letzten Versuch. Eine mollige Frau Typ alternde Hausfrau schlen- derte an mir vorbei. »Entschuldigen Sie«, sagte ich und hielt ihr die Hand vor. »Sehen Sie hier auch was?«

Die Frau riss die Augen auf und ein Fauchen entrang sich ihrer Kehle, das von einem Puma hätte stammen können. Ihre Züge verzerrten sich, sie ließ ihre Einkaufstaschen fallen und schlug die Hände vor die Augen. Kurz bevor sie ganz be- deckt waren, erschien es mir kurz, als glühten sie rot auf. Ihre Mund zog sich in die Breite und wenn ich es nicht besser gewusst hätte, hätte ich behauptet, ihre Zunge sei gespalten gewesen. Dann rannte sie los, prallte, wegen der zugehal- tenen Augen, an einer Laterne ab, fing sich jedoch wieder und rannte weiter. Dabei hörte ich sie kreischen: »Protektor!«

Ich sah ihr lange nach, bis sie in den Straßen jenseits des Platzes verschwunden war. Wer war jetzt hier verrückt?

Dann sah ich mich um. Die vorbeiströmenden Mengen ignorierten mich, so wie ich es mit einem tropfnassen Irren auch getan hätte.

»Bekloppt oder nicht, ich muss was essen«, erklärte ich der kühlen Luft und erschauerte. Dann kniete ich mich hin, um die fallengelassenen Einkäufe der Frau aufzulesen, wieder in die Taschen zu stecken und machte mich mit einer gesunden Auswahl an gestohlenen Lebensmitteln auf den Heimweg.

Nach einer heißen Dusche, einem Omlett und einigen Glä- sern Eierlikör ging es mir schon besser. Sicher, ich hatte die Wahl zwischen Pest und Cholera. Entweder wurde ich ver- rückt, oder ich hatte Krebs. Vielleicht auch beides. Aber da- ran konnte ich im Moment nicht viel ändern. Ich fand noch eine Bandage in einem abgelaufenen Erste-Hilfe-Kasten un-

term Bett, den ich dort hinterlegt hatte, als ich meinen Wagen aufgeben musste, und wickelte meine Hand wieder ein. Sie tat zwar nicht mehr weh, aber ich konnte den Anblick der dunklen Stränge unter meiner Haut nicht ertragen.

Nun stellte sich die Frage: Was tun? Während ich die In-Touch durchblätterte, um mich etwas abzulenken, fiel mir etwas auf. Ich hob die Hand und krümmte sie etwas, als würde ich etwas damit umfassen. Das war genau die Hand, auf der Veronique so bezaubernd Platz genommen hatte, kurz bevor sie mir einen Kinnhaken verpasst hatte.

Gab es so etwas wie ansteckenden Krebs? War sie so eine Todesbotin wie diese Sängerin mit Migrationshintergrund, die wegen AIDS verklagt worden war? Suchte sie sich gutaussehende Männer ... nein, streichen wir das ... suchte sie sich Verlierertypen, die sie dann ansteckte? Nein, das erschien mir nun doch zu merkwürdig. Aber man konnte es nicht leugnen: Seit Veronique in mein Leben getreten war, lebte ich in chinesischen Zeiten. »Wegen dieses Fluchs«, erklärte ich dem ausgeschalteten Fernseher. »Von wegen: in interessanten Zeiten leben.«

Der Fernseher starrte mich aus seinem einen, schwarzen Auge an und ich stutzte. Es war Tage her, dass ich Fernseher oder Computer eingeschaltet hatte, und ich vermisste sie nicht wirklich.

»Ich werde dich finden, Baby!«, versprach ich Veronique. »Ich werde dich finden, und dann wirst du mir einiges zu erklären haben. Und gleich nachdem ich dich dann noch mal flachgelegt habe, höre ich auch wieder auf, wie ein Vollspecht mit mir selbst zu sprechen!«

Ich warf den Computer an, stieß einen kleinen Jubelruf aus, als ich mich sofort in ein WLAN-Netz zecken konnte und lud mir das Programm aus einer Tauschbörse, mit dem die Polizei ihre Fahndungsbilder erstellte. Zwei Stunden,

eine Flasche Eierlikör und eine Schachtel Weinbrandpralinen später – der verrückten Hausfrau sei's gedankt – hatte ich Veroniques Konterfei täuschend echt nachgebildet.

»An mir ist ein echter Künstler verloren gegangen«, sagte ich und druckte das Bild aus. Der Drucker spuckte seine letzten, halb eingetrockneten Farbreste aufs Blatt und das Ergebnis wies deutliche Querstreifen aus. Dann piepte er und verweigerte jeden weiteren Dienst, solange er nicht mit neuer Tinte gefüttert wurde. Ich hatte mal gelesen, dass die Hersteller ihre Druckertinte teurer als Gold anboten, das fiel also weg. Aber ich hatte einen einigermaßen passablen Ausdruck hinbekommen, mit dem ich die Türsteher der Diskos dieser Stadt abklappern konnte.

Und dann gab es da ja noch die Community. Ich öffnete eine E-Mail, fügte das Bild an und schrieb:

Betreff: suche diese Frau

hey leute,

ich suche diese frau. spart euch kommentare wie kein wunder oder ich auch. sachdienliche hinweise entlohne ich mir retweets oder ich verschaffe euch jede menge kontakte im social network eurer wahl. bitte teilen.

KillerKlaus alias AlphaDick

Diese Mail verschickte ich an alle 12.306 Kontakte, die ich bei Facebook, Google+, Skype, Xing, Twitter und natürlich in meinen Mail-Verteilerlisten hatte. Dann sank ich kurz mit dem befriedigenden Gefühl im Sessel zurück, etwas getan zu haben und schlief ein.

Als ich aufwachte, war es Zeit für die Diskotour, die wegen meiner eingeschränkten Mobilität bis weit nach Mitternacht dauerte und außer dummen Sprüchen und Gelächter keine Ergebnisse brachte. Obwohl, das war nicht ganz richtig - hier und da hatte sich das Mitleid der Leute geregt und man hatte mir Kurze ausgegeben. Deswegen schwankte ich ein wenig, als ich mich wieder in die Wohnung schleifte.

Der Computerbildschirm war übersät mit Nachrichten und mein E-Mail-Postfach quoll über. Ich wollte nur noch schlafen, aber ein seltsames Kribbeln zog mich an den Rechner. Ich sortierte all die Links zu »auch geilen Weibern« oder »guck mal, ist die das nicht« aus, die mich auf Pornoseiten gebracht hätten. »Ich habe eine Freundin, die so aussieht« und ähnliche Nachrichten kamen für die spätere Bearbeitung in einen Unterordner.

Dann fiel mir eine E-Mail auf, die weiß auf schwarzem Grund geschrieben war. Sie stammte von »666forever«, einem abgedrehten Gruftietypen, der bei jeder Verschwörungstheorie ganz vorne mit dabei war. »Das ist sie doch, oder?«, stand darin.

Ich wollte sie schon löschen, als mein Blick auf den Betreff fiel: »Die Frau, die du suchst: Veronique Diablapeur«.

Ich rief mit zitternden Händen meine E-Mail auf. Ich hatte ihren Namen nicht hineingeschrieben. 666 musste sie also wirklich erkannt haben! Hektisch öffnete ich den Anhang und wurde bitterlich enttäuscht. Statt eines Fotos oder einer Adresse war es der Scan eines alten Gemäldes. Es zeigte einen Scheiterhaufen inklusive darauf festgebundener rothaariger Frau. Der Titel des Bildes war oben in das JPG eingelegt: »Verbrennung einer Hexe im Schwarzwald, Öl auf Leinwand, unbekannter Künstler, um 1640.«

Der Scheiterhaufen befand sich auf einem Platz, der von kleinen, gedrungenen Fachwerkhäusern umgeben war. Vor-

ne im Bild standen diverse Leute in altertümlicher Kleidung, die meisten wirkten wie Bauern. Neben dem Scheiterhaufen stand ein Inquisitor in voller Priestertracht, flankiert von zwei Wachen mit Topfhelm und Hellbarde. Auf der anderen Seite hielt eine Frau gerade die Fackel an das Holz.

Was für ein mieser Scherz, dachte ich, da fiel mir das Gesicht der Frau auf. Der Künstler hatte das rötliche Fackellicht gut getroffen, und so dauerte es einen kurzen Moment, bis ich sie erkannte. Das war Veronique!

Natürlich konnte es nicht wirklich Veronique sein, aber die Frau sah ihr verteuftelt ähnlich. Vielleicht eine Vorfahrin? Ich starrte das hübsche, ernste Gesicht an, dann speicherte ich es sorgfältig ab und suchte 666forever in meiner unendlichen Skypeliste. Er war online! Eilig schrieb ich ihm eine Nachricht: »hab deine mail gekriegt. mehr info bitte!«

Dann hielt ich meinen Blick auf das Chatfenster geheftet. »666forever tippt gerade« erschien dort und ich griff ohne hinzusehen eine Tüte aus den Vorräten der flüchtigen Hausfrau, riss sie auf und stopfte mir eine große Handvoll Watepads in den Mund.

»Igitt«, schimpfte ich, spuckte die Kosmetikwolle wieder aus und schabte mit dem Zeigefinger die flusenden Fäden von der Zunge. Ich trank eilig mit etwas Wasser nach, das nach dem schmeckte, was verkorkste Lebensmittelchemiker für Apfel hielten, und suchte die Tüte mit Keksen. Als ich damit fertig war, prangte die Antwort bereits auf meinem Bildschirm: »Hey AlphaDick, das ist sie, oder nicht?«

»sieht ihr echt ähnlich«, schrieb ich zurück.

»Du wirst es mir nicht glauben, aber das ist sie selbst!«

Ich starrte einige Augenblicke auf den Bildschirm und war sehr enttäuscht. Doch wieder nur eine seiner irren Theorien. Aber vielleicht kannte 666 ja den Stammbaum Veroniques oder ihre Familie oder konnte mir sonst einen

Hinweis geben? Und dann war da noch mein Bauchgefühl, dass darauf drängte, an der Sache dranzubleiben. »meinsten damit? vampir, oder was? ;-)
«

»Keineswegs, obwohl du damit auf der richtigen Spur bist.«

»ne, is klar.«

»Ich habe dir gesagt, du würdest mir nicht glauben ;-)
Aber es ist die Wahrheit. Die Frau, die du getroffen hast und die Frau auf diesem Bild sind ein und dieselbe Person.«

Ich schüttelte den Kopf und schrieb: »was haste geraucht?«

Die Antwort folgte prompt: »Afghanen ;-)
Aber das ändert nichts daran, dass ich die Wahrheit sage.«

Ich schnaubte und trank noch einen Schluck Apfelmethadon. Was sollte ich dazu sagen. So einen Schwachsinn hatte ich lang nicht mehr gesehen, und ich war in einigen sehr seltsamen Foren unterwegs und hatte mir das Video vom Scientologen-Tom mehrfach angeguckt.

»Ich habe noch mehr Beweise, und vor allem kann ich dir sagen, wo du sie heute findest.«

»lass mich raten«, schrieb ich angefressen zurück. »friedhof?«

»Nein.«

Diese knappe Antwort, die so gar nicht auf meinen Spott einging und auch nicht versuchte, mich weiter zu belatschern, machte mich nachdenklich. Was 666 schrieb, war natürlich Quatsch. Aber vielleicht hatte er dennoch Hinweise auf Veroniques Verbleib.

»okay, hast mich an der angel. schieß los.«

»Nicht übers Netz. Komm mich besuchen.« Er schickte mir eine Adresse, die drei Nachbardörfer weit entfernt lag. »Aber heute Nacht noch.«

Ich rief Google Maps in einem und den VRR-Fahrplan im anderen Fenster auf und erkannte nach wenigen Klicks:

Keine Chance. Um zu seiner Adresse zu kommen, bräuchte ich Stunden zu Fuß und öffentliche Verkehrsmittel führen jetzt überhaupt nicht mehr dahin.

»geht nicht, kein auto«, erklärte ich ihm.

»Heute, oder gar nicht. Ich erwarte dich!«

Er stellte seinen Skypestatus auf »Abwesend«, schickte mir aber noch ein weiteres JPG. Ich öffnete es und sah Veronique vor mir, diesmal auf einem Schwarz-Weiß-Foto in einer verlassenen, nächtlichen Straße. Die Hakenkreuzflaggen, die aus den Fenstern hingen, machten die zeitliche Einordnung nicht schwer. Entweder in den Dreißigern oder letztes Jahr in Leipzig.

»ich komme«, schrieb ich ihm eilig und raffte meine Sachen zusammen. Verzweifelte Zeiten verlangten verzweifelte Handlungen.

Während ich die Treppe herunterhastete, überschlugen sich meine Gedanken. Natürlich konnte Veronique, die Frau, mit der ich vor weniger als 48 Stunden im Bett – wie wohl nicht ihrem – gelandet war, nicht in den 1930ern bereits so ausgesehen haben, wie gestern. Dann wäre sie heute ja über 100 Jahre alt. Oder fast 400, wenn man das Bild im Schwarzwald in Betracht zog. Nein, es musste eine einfache Erklärung dafür geben. Eine große Familienähnlichkeit. Zufall. Photoshop. Oder ich wurde doch verrückt.

An der Wohnung unter meiner angekommen klingelte ich Sturm. »Moment«, erklang es verwundert aus dem Inneren.

»Klaus hier«, rief ich bereits, als die Tür sich einen Spalt öffnete und ich eine untersetzte Gestalt im weißen T-Shirt mit dem Aufdruck: »Female Body Inspector« erkennen konnte. Das war in etwas so realitätsnah wie ein »Ich brems auch für Tiere«-Aufkleber auf Schumis Rennwagen.

»Äh, hallo«, sagte der Student und stand so verdreht, dass sein Unterleib von der Tür verborgen wurde. Der Geruch

von Bebe-Öl verriet mir, was er mit seiner schnellen DSL-Leitung gerade angestellt hatte.

»Ich brauche dein Auto!«, kam ich gleich zur Sache.

»Was?« Er richtete sich verwundert auf und präsentierte nun eine ebenfalls weiße Boxershorts. Ihm hatte definitiv gefallen, was er gesehen hatte ... mir gefiel es nicht.

»Alter!«, forderte ich ihn auf, unterbrach die Sichtlinie auf sein Gemächt mit einer Hand und er schwenkte den Träger wieder außer Sicht.

»Dein Auto«, wiederholte ich.

»Ich ... also ... ich kann doch nicht einfach ... Warum denn?«

»Das ist eine lange Geschichte, aber es geht um Leben und Tod.«

Aus dem Wohnzimmer erklang mit einem Mal lautes weibliches Stöhnen und ich dachte schon, ich hätte meinem Nachbarn Unrecht getan, aber der verschwand aus dem Blick und kehrte wenig später mit einer Fernbedienung in der Hand wieder. »Der doofe Player spielt nach einer Weile auf Pause einfach weiter.«

»Aha. Pass auf, ich brauche dein Auto. Morgen früh hast du es wieder.«

»Ne du, mir ist da echt nicht so wohl bei.« Er wollte die Tür wieder zuschieben, aber ich stellte in guter alter Drückermanier meinen Fuß dazwischen und holte einen Zettel hervor, auf den ich einen Login geschrieben hatte.

»Pass auf, ich geb dir meinen WoW-Account. Du spielst doch Warcraft, oder nicht?«

Die Frage war eigentlich überflüssig. Ein Student, der mit Anfang Zwanzig an einem Samstagabend allein in seiner Wohnung die Schlange tanzen ließ, war praktisch schon von Haus aus ein sicherer Kandidat für Online-Rollenspiele.

Er nickte zögerlich, also fing ich an aufzuzählen: »Ich

habe vier Charaktere, alle Stufe 70, das Schwert des Höllenfeuers, die Krone der ewigen Verdammnis, die Sieben-Meilen-Stiefel und den Wischmopp des Todes aus dem Hort des Jadedrachens. Außerdem einen Arsch voll Gold. Kannst du alles benutzen oder an deine Charaktere verschenken, ist mir wurscht.«

War es mir wirklich. Seit ich mir die monatliche Gebühr nicht mehr hatte leisten können und den kalten Entzug hinter mich gebracht hatte, war die »Welt von Kriegskunst« für mich nicht mehr reizvoll.

»Na okay«, sagte er und reichte mir den Schlüssel zu seiner Schrottkarre, einem Kadett, der vermutlich älter war, als er selbst. »Aber schön wieder voll tanken«, verlangte er.

»Klar«, log ich, schnappte mir den Schlüssel und gab ihm den Zettel mit Login und Passwort.

»Sag mal, hast du getrunken?«, fragte er entgeistert und schnüffelte.

»Unfug«, sagte ich, zog die Tür von außen zu und stürmte die Treppe hinunter. In weniger als einer halben Stunde wäre ich Veronique einen Schritt näher!



ACHTES KAPITEL: RENTNERGEDECK (Opa geht ins Licht)

Ich fuhr so schnell ich es mir zutraute, was vermutlich zu schnell war, denn ich nahm hier einen Bordstein mit, wurde dort in die Gegenspur getragen und bemerkte den Zebra-streifen erst, als ich drüberfuhr. Vielleicht hatten auch die Schnäpse von meiner Diskotour etwas mit meinem sportlichen Fahrstil zu tun.

»Fahr langsamer«, ermahnte ich mich. 666 und seine Informationen über Veronique würden mir nicht weglaufen. Ich nahm den Fuß vom Gas, aber die Anspannung war zu groß, ich wurde zunehmend wieder schneller. Nun war ich unter optimalen Umständen schon kein guter Autofahrer, und so wunderte es mich nicht wirklich, dass plötzlich rot-weiße Kegel an der Windschutzscheibe vorbeiflogen. Aber es erschrak mich trotzdem. Ich ließ meinem Schrei freien Lauf und steuerte sachte aus der Baustelle wieder auf die Landstraße. Sie hätten ja durchaus mal ein paar Warnleuchten aufstellen können, dachte ich und sah in den Rückspiegel. Oh, hatten sie ja ...

»Langsamer«, zwang ich mich und schaltete das Radio ein, um mich von dem drängenden Gefühl abzulenken, das mich vorwärtspeitschte. Ein Prinz plärrte mir aus den Laut-

sprechern entgegen. Wohlgermerkt nicht Prince - der Artist, formerly known as der singende Meter wäre ja noch zu ertragen gewesen. Nein, die singenden Ostkermits waren es, die mir ins Ohr stanzen: »Es ist alles nur geklaut!«

Ich hätte den Wagen vor Ekel beinahe in den Graben gesetzt. Nun trat ich voll auf die Bremse, riss die Kasette aus dem veralteten Audiodeck und warf sie auf die Straße. Leider vergaß ich, vorher das Fenster zu öffnen, so dass sie abprallte und wieder in meinem Schoß landete. Ich wich einem geparkten Auto aus, warf sie auf den Beifahrersitz, widerstand dem Drang, auf sie einzuschlagen und fuhr weiter.

Nach einigen Minuten, in denen ich den Refrain des Liedes noch wie ein Echo im Ohr hörte, hatte ich mich weit genug beruhigt, um das Radio anzuschalten. Auch daraus wurde eine interessante Erfahrung. Offenbar befand ich mich auf der Grenze zwischen zwei Sendemasten, die um die aktuelle Frequenz stritten. Ich wollte nachjustieren, griff aber ins Leere, das entsprechende Rädchen fehlte nämlich. Stattdessen klaffte dort ein schwarzes Loch.

So piffen die Scorpions einige Sekunden vom Fluss Moskwa, um dann für einige weitere Sekunden von Aerosmith unterbrochen zu werden, die klagten, dass sie an einen Transvestiten geraten waren. Beides waren Lieder, mit denen ich leben konnte, und hektische Schnitte war ich spätestens seit MTV gewohnt.

Ich hielt den Blick auf die Straße gerichtet, die das Fernlicht aus der Nacht schälte. Die dunklen Wälder rechts und links hätten mich sicher nervöser gemacht, wenn ich sie voll wahrgenommen hätte. Der Tunnelblick lebe hoch.

Die Lieder verklangen und Moderatoren fingen an, über Bafög/Paris Hilton zu sprechen, eine fast schon ironische Kombination. Während dann Enya/Whitney Houston um die Wette klagten, verpasste ich meine Ausfahrt, hielt mit

quietschenden Reifen, setzte zurück, nagelte das Ausfahrtschild um und war wenig später auf der ungeteerten Zufahrtsstraße unterwegs, die zu der geskypten Adresse führte.

Zu beiden Seiten lagen freistehende Häuser. Das einzige erleuchtete Fenster war die Auslage eines Bestattungsinstituts, das am Fenster damit warb: »All inclusive 599 Euro.« Der Gedanke an einen Pool voller Leichen, die Schirmchencocktails in den Händen hielten, ließ mich nervös kichern.

Die Moderatoren fingen wieder an zu sprechen, als ich der Beschilderung folgend auf einen noch schlechteren Weg abbog, und nach der genannten Hausnummer Ausschau hielt. Der Wechsel der Frequenzen ging nun deutlich schneller vonstatten:

- »... ist es sicher nicht fraglich ...«
- »... das heute Nacht noch einiges geht ...«
- »... der einfache Mann auf der Straße ...«
- »... darf davon natürlich nichts wissen ...«
- Hey, das ergab ja beinahe Sinn.
- »... Angela Merkel ...«
- »... hat das alles vertuscht ...«
- »... und auch der Rest der Regierung ...«
- »... schweigt verbissen ...«

Ich näherte mich dem dunklen Waldrand am Ende der Straße und hatte noch immer keine Nummer 13 entdeckt.

- »... Klaus ...«
- »... Holger ...«
- »... wird morgen...«
- »... nicht mehr erleben ...«

Mein Blick ruckte entsetzt zum Radio. Ich musste mich verhört haben.

Der Wagen sprang über eine Bodenwelle und ich sah aus den Augenwinkeln im herumtanzenden Licht der Scheinwerfer mit einem Mal eine Gestalt auf der Straße stehen.

Ich versuchte auszuweichen, aber der Wagen flog noch durch die Luft, schoss auf diese kleine, über eine Gehhilfe gebeugte Frau zu, die mich aus einem bleichen Gesicht anstarrte.

Schon wieder eine Oma! Irgendwie wimmelte es in der letzten Zeit in meinem Leben von Rentnerinnen, und keine dieser Begegnungen ging gut für mich aus. Vielleicht war das eine Strafe für die Streiche, die ich meiner Oma früher gespielt hatte.

Oma hat nicht mehr alle Tassen im Schrank. Ganz wörtlich, denn zwei ihrer kostbaren Meissner-Porzellantassen sind seit einigen Tagen verschwunden. Genauer gesagt seit meinem letzten Besuch. Seitdem fehlen auch drei ihrer Motivteller, aber das hat sie noch nicht bemerkt. Ebenso wenig wie das stückweise Abwandern der dritten Reihe ihrer Zinnbecher. Ich bin nicht stolz darauf, dass ich nach und nach Omas Einrichtung mitgehen lasse, aber was soll ich machen? Ich bin jung, unmotiviert und damit das auch so bleibt, brauche ich meine tägliche Dosis Hasch. Christian, der Typ, der an unserer Schule das Dope vertickt, ist ganz scharf auf diesen Plunder. Ich will gar nicht wissen, was der damit macht. Aber langsam werden die Lücken so groß, dass sogar Oma sie bemerkt, obwohl sie sich hartnäckig weigert, ihre Brille aufzusetzen.

Das hat unter anderem dafür gesorgt, dass ihre abscheulichen Tierstickereien – meist wollballspielende fette Kätzchen – mittlerweile wie verunglückte Genexperimente aussehen.

Auf jeden Fall brauche ich eine neue Methode, um an regelmäßiges Bares heranzukommen, darum habe ich mich heute Nachmittag, als Papa sie zum Arzt gefahren hat, mit dem Zweitschlüssel eingeschlichen und liege jetzt unter der Couch auf der Lauer.

Oma überprüft zum vierten Mal, seit sie wiedergekommen ist, leise brummelnd den Schrank. Ich liebe meine Oma, auf eine gewisse Weise, aber sie macht es einem nicht leicht. Als ich sieben war, hat sie mir mit einer Ohrfeige einen Zahn ausgeschlagen, als ich sie gefragt habe, warum der Opa auf den Fotos auf dem Dachboden immer so komische schwarze Sachen anhat. Erst als ich erfahren habe, dass sein Tattoo keine lustige Jugendsünde gewesen war, konnte ich mir ihre Reaktion erklären. Bis dahin hatte ich geglaubt, das sei der Nachrichtenadler aus der Muppetshow da auf seiner Brust und »Meine Ehre heißt Treue« so was wie das Pfadfindermotto.

Ich warte ein bisschen ab, bis Oma sich in ihre Stickerei vertieft hat, diesmal sind kleine fette Hündchen auf ihrem Tuch vorgeprägt, aber sie geraten eher nach Eschers Haustieren. Dann schalte ich das Funkgerät ein und spreche mit hohler Stimme hinein: »Muckelchen!«

Das hinter dem Schrank versteckte Gegenstück gibt es schön gespenstisch wieder.

Meine Oma erstarrt und schaut sich um. »Hallo?«

»Muckelchen, ich bin's. Dein Schnuppelhase.«

»Rudolf?«, fragt sie, halb entsetzt, halb erfreut.

»Jawoll«, antworte ich und kämpfe gegen das schlechte Gewissen an.

»Isset getz Tiet?«, fragt sie und der Stickrahmen fällt auf den Boden.

»Nein, nein«, beeile ich mich zu versichern. »Du hast noch Zeit. Aber du musst mir einen Gefallen tun.«

»Bisset wirklich?«

Darauf bin ich vorbereitet. Ich ziehe an der Schnur und das mit einem schwarzen Trauerbändchen versehene Bild meines Opas fängt an zu tanzen.

Oma keucht auf und setzt sich wieder in den Sessel.

»Willst du mir den Gefallen tun, Muckelchen?«

»Allet, Schnuppelhaas!« Oma ist den Tränen nahe und mich beißt erneut mein Gewissen, darum sage ich: »Mir geht es gut hier. Alle sind sehr nett.«

»Dat is schön, Männe.« Jetzt klingt sie schon besser.

»Essen ist auch gut. Und sauber ist es«, setze ich nach, aber dann fällt mir ein, dass mein Opa ja im Himmel, und nicht im Urlaub ist. Wobei der alte Drecksack wohl eher neben Osama auf der Saunabank in der Hölle sitzt.

»Du musst dem Jung Geld von mir geben«, fordere ich mit hohler Stimme. »Ich hab's ihm nicht mehr geben können.«

»Mach eck, Schnuppelhaas«, sagt meine Oma. »Awa wie soll'icken finden?«

»Was?«, entfleucht es mir. »Der kommt doch dauernd vorbei.«

»Dat Konrad kommt'och nich vorbeee. Den hat'de Polenhure doch mitgenommen.«

»Hä?« Ich raffe mittlerweile gar nix mehr.

»Ja, hasse denn din eigen Sohn vergeten?«

Dazu fällt mir nichts mehr ein. Mein Opa hatte ein Kind mit einer anderen? Mein Vater hat einen Halbbruder? Na, das ist doch mal Wissen, das ich ihm teuer verkaufen kann. Aber erstmal diese Schäfchen ins Trockene bringen.

»Ne, den Klaus mein ich.«

»Wat, dem verzogen Bratz willstest du Geld tun? Der taucht doch nix. Sowat hätten wa damals verg... verstoßen.«

So läuft der Hase also. Von wegen »mein liebster Enkel«. Der einzige halt, darum die Pflichtvorstellung. Na warte, du alte Schrippe.

»Tu, was ich dir sage, sonst setzt es was!«, blöcke ich in bester Nachahmung der Tobsuchtsanfälle meines Opas.

Omas Beine zucken vom Boden hoch, dann sagt sie: »Wie viel denn?«

»Hundert Mark im Monat«, gebe ich vor. Ich will Oma ja auch nicht arm machen.

»Mach ich, meen Männe«, sagt Oma eingeschüchtert.

»Ich muss jetzt gehen. Ich sehe das Licht.«

»Moppelbär, einet noch«, ruft meine Oma.

»Was denn?«

»Seit wann kallste denn so en gestochen Sprach?«

»Das lernt man hier«, weise ich sie zurecht und säusele dann: »Leb wohl!«

»Machet jut, Männe«, schluchzt Oma und ich rechne im Kopf aus, wie viel Gramm ich für 100 Mark kriege.

Die Räder krachten wieder auf den Boden, ich riss das Steuer herum, trat auf die Bremse und das Heck des Wagens schlitterte Zentimeter an der reglosen Gestalt vorbei.

Der Wagen knallte gegen einen Holzzaun und kam schlagartig zum Stehen. Ich wurde hart in den Gurt geworfen und stieß mir die Stirn am Lenkrad. Nach einigen Augenblicken verging die Benommenheit und ich sah auf. Genau in diesem Moment fiel der Holzzaun um. Dahinter erstreckte sich eine große Weide, auf der nun einige Kühe ins Licht blinzelten. Eine muhte verwundert und ließ einen feuchten Fladen fallen.

Wenigstens hatte ich die Alte mit der Gehstütze nicht umgesäbelt. Ich stieg aus, stützte mich am Wagen ab, weil sich die Erde ein bisschen drehte, und sah mich um.

Sie war weg. Keine Spur mehr von ihr. Ich schüttelte den Kopf und beugte mich in den Wagen. Der Aufprall hatte das Handschuhfach auffliegen lassen und ich fand eine kleine Taschenlampe darin. Die Batterien waren so schwach, dass ihr Licht eher symbolischer Natur war, aber auch damit fand

ich die Alte nicht. War ich ohnmächtig geworden? Die konnte doch mit ihrer Gehilfe unmöglich in so kurzer Zeit außer Sicht geraten sein.

Ich schüttelte den Kopf und ließ die Lampe über die Häuserfronten wandern. Sie zeigte mir gerade die rote 13 an einem heruntergekommenen, sehr kleinen Bau, da flackerte sie und ging aus. »Gutes Omen«, murmelte ich, drückte den Knopf runter und warf die Tür des Wagens zu. Es gab ein sattes Geräusch von Metall auf Metall, nicht dieses Flüsterschließen moderner Autos mit ihren Fernbedienungen.

Der Schlüssel! Ich tastete meine Taschen ab, beugte mich vor und spähte ins Wageninnere. Die Taschenlampe ließ sich noch einmal zu drei Sekunden Funzellicht schütteln. Der Schlüssel steckte noch. »War klar«, kommentierte ich und brachte nicht einmal mehr die Energie auf, mich zu ärgern.

Ich richtete mich auf und sah ein Ungetüm aus der Hölle vor mir. Riesige Hörner ragten aus einem gewaltigen Schädel, der sich jetzt öffnete und ... muhte! Eine der Kühe war neugierig geworden und stand in der Zaunlücke, stierte mich an und rülpste jetzt ein Bisschen Abendessen hoch.

»Guten Appetit«, wünschte ich atemlos und näherte mich vorsichtig, um den Zaun notdürftig wieder aufzustellen. Dazu musste ich die stoische Kuh ein Stück zurückschieben, was erstaunlich gut gelang. Anders als Hunde schien sie mich zu mögen. »Gutes Mädchen«, lobte ich, klopfte ihr den Hals und warf einen Blick auf ihren Ohrstecker. Jemand hatte neben die Zahl mit Edding den Namen Kunigunde geschrieben. »Braves Mädchen, Kunigunde«, lobte ich erneut, kraulte sie ein bisschen hinter den Ohren und wandte mich dann dem Haus zu.

»Bei Gott, sechs sechs sechs forever ...« Ich stutze. Ausgesprochen klang sein Nick echt dämlich. Das würde mich aber nicht daran hindern, ihm ein drittes Nasenloch zu bohren, wenn sich der Weg nicht gelohnt hatte.

666 empfing mich an der Haustür. Er bewies, dass auf dem Dorf auch heute noch ein enger Verwandtschaftsgrad nicht zwingend ein Abturner war. Sein Gesicht hatte die Form einer Birne, oben schmal, unten rund und mit mehreren Kinnen versehen. Dabei war er nicht dick ... nur verbaut. Seine Gesichtshaut war weiß geschminkt, die rot geäderten, grauen Augen mit schwarzem Liedschatten hervorgehoben und auch die dicken, wulstigen Lippen hatte er mit schwarzem Lippenstift betont. Um seinen Hals trug er ein Kilo Silberschmuck, der vorrangig Totenköpfe und Pentagramme zeigte.

Er streckte mir die Hand entgegen und sagte mit dünner Stimme: »Vehementer Auftritt, mein Lieber!«

Ich ergriff die Hand und hatte das Gefühl, in eine Besteckschublade zu greifen. Seine Hände steckten in dünnen Lederhandschuhen und drei der fünf Finger zudem in metallenen Fingerlingen mit Spitze.

»Bin nicht zum Scherzen aufgelegt!«, mahnte ich ihn.

»Selbstredend«, nahm er es ruhig entgegen. Seine Stimme erinnerte mich an Michael Jackson, seine Kluft eher an den Undertaker, ein Catcherass aus meiner Jugend.

Als wir den unbeleuchteten Flur verließen, offenbarte er ein schwarzes Schnürhemd über einer rachitischen, nackten Brust, die an ein ungebratenes Hühnchen erinnerte. Seine Hose war ebenfalls geschnürt, aber aus Leder, das leise knarrte, als er sich auf die ebenfalls schwarze Couch fallen ließ.

Der ganze Raum war, man ahnt es schon, schwarz, von den dicken Vorhängen über die Tapete und die Möbel bis hin zum Teppich. Nur der Wohnzimmertisch wollte nicht so ganz dazu passen, denn er war mit beige Kacheln beklebt, von denen jede dritte eine Entenmutter nebst fünf Küken zeigte, die einen Bergbach überquerten. Allerdings

federten ein großer, gehörnter Totenkopf und mit Drachen geschmückte Gläser voll Rotwein die Jägeridylle ab.

»Schön hier. Tine Wittler schon wieder weg?«, fragte ich nach einem Rundblick und er lachte hell und tonlos. Das Licht stammte von einem Dutzend Kerzen, die ausnahmslos auf Dekoschädeln standen. Nur bei dem Totenkopf, der auf dem Esstisch zwischen den Resten eines Abendbrots ruhte und hungrig auf die Wurst starrte, war ich mir nicht sicher, ob 666 ihn nicht doch unlängst ausgegraben hatte.

»Setz dich, AlphaDick«, forderte er und wies auf den Sessel, der ihm gegenüberstand. »Sag Klaus«, forderte ich ihn auf und näherte mich dem Lederungetüm.

»Klaus?«, fragte er und schien enttäuscht. »Na gut.«

Ich setzte mich und das, was ich für eine Fellaufgabe gehalten hatte, verwandelte sich in ein Nadelkissen. Mit einem dissonanten Miauen und Fauchen grub sich der fette schwarze Kater, dem ich den Platz streitig machte, in mein Hinterteil, um dann eiligst zu fliehen.

»Mann!«, rief ich ihm hinterher und warf 666 einen vorwurfsvollen Blick zu.

»Verzeihung. Luzifer ist manchmal ein bisschen anmaßend.«

Ich schnaubte, untersuchte das Sitzmöbel vorsichtig nach weiterem Getier und ließ mich dann schwer schnaufend hineingleiten.

»Wein?«, fragte 666 und hielt mir eines der Gläser hin. Ich vermute, dass er geheimnisvoll dabei lächeln wollte, aber es sah eher aus, als wolle ein Maulfisch den Putzerfisch nicht mehr rauslassen.

»Danke«, lehnte ich mit einer Geste ab. »Ich trinke niemals Wein.«

»Okay«, sagte er und stellte das Glas wieder ab.

»Ach, komm schon«, beschwerte ich mich beleidigt. »Stoker? Dracula? Ich trinke niemals ... Wein?«

»Ich lese nicht«, gab 666 achselzuckend zurück. Die Gruf-ties von heute waren auch nicht mehr das, was sie mal waren.

»Also, komm zur Sache ... forever?«, riet ich eine ange-messene Ansprache seines Online-Spitznamens.

»Triplesix«, erwiderte er und stieß ein Graf-Zahl-Lachen aus. Langsam ging er mir mit seiner billigen Show auf die Nerven.

»Okay, Triplesix. Das Lachen spar ich mir mal, ja? Komm zur Sache. Veronique.«

»Oh ja«, hauchte er und griff nach einer Mappe mit Aus-drucken. Vorne stand noch »Abisachen« drauf, aber im In-neren fand ich Dutzende Fotos und Bilder aus unterschied-lichen Epochen vor, in chronologischer Reihenfolge. Erst Ölgemälde, dann schwarz-weiß Fotos und schließlich Farb-fotos und sogar Ausrisse aus Magazinen. Und auf jedem die-ser Bilder war Veroniques Gesicht zu sehen. Sie war immer im Hintergrund, meist hinter Kirchenoberen, auf den Fo-tos dann oft auch hinter bedeutenden Politikern. Auf einem Foto mit Kohl lugte gar nur ihr Kopf hinter der Leibesfülle des Exkanzlers hervor.

»Äh ...«, sagte ich eloquent.

»Veronique Diablapeur. Das ist Französisch und heißt so-viel wie 'der Teufel hat Angst'. Diese Frau lebt seit dem sech-zehnten Jahrhundert. Sie ist eine Inquisitorin und Protekto-rin. Und sie ist nicht die einzige. Sie bewegen sich unerkant unter uns, durch den Strom der Jahrhunderte«, verkündete 666 und senkte den Kopf, womit er wohl seinen Blick myste-riöser machen wollte, vor allem aber weitere Kinne erzeugte.

»Bis heute«, sagte ich automatisch und brachte ihn damit aus dem Konzept.

»Was?«

»Na, Highlander? Die Anfangsrede von Ramirez? Nein? Ach, egal!« Mein Hirn schaltete auf Autopilot, während ich mir wieder und wieder die Bilder ansah. Wenn das eine Verarsche war, dann war sie verdammt gut gemacht und von langer Hand vorbereitet worden. Was uns wieder zu Paola Elstner und Frank Felix brachte.

666 genoss seinen Wein und den Effekt, den seine Sammlung auf mich hatte. Er wartete mit einem breiten - und ich meine wirklich breiten - Grinsen ab, bis mein gelegentliches Stammeln sich wieder zu Worten verdichtete.

»Veronique soll ... das kann doch nicht sein? Also, was hält sie am Leben?«

»Das weiß niemand. Aber diese selbstgerechten Monstren ziehen umher, um sich unschuldige Opfer zu suchen und sie umzubringen.« 666 stieß ein leises, unheilvolles Kichern aus.

»Aber ... sind die Inquisitoren nicht von der Kirche? Also die Guten?« Kaum hatte ich es gesagt, fiel mir der Widerspruch selbst auf.

»Geschichte geschwänzt, hm?«, spottete nun auch 666. »Sie suchen sich Menschen, die sie nach ihrer Doppelmoral erst zeichnen und dann abschlachten.«

»Warum machen sie nicht einfach ein Foto?«, fragte ich verwundert.

»Was?«

»Warum sich die Mühe machen, sie zu zeichnen?«

666 verdrehte die Augen. »Der Hellste bist du nicht, was? Sie prägen ihnen ihr Mal auf, verpassen ihnen ein Zeichen, damit ihre Freunde sie als ihre Opfer erkennen.«

Mir wurde schlagartig eiskalt. »So etwas?«, fragte ich, zog den Verband von der Hand und hielt ihm mein Geschwür hin. Die Wirkung war überwältigend.

666 erstarrte, fauchte wie seine Katze und kroch rückwärts über die Couch und weiter an der Wand hinauf. Ich

beobachtete völlig entsetzt, wie seine Hände und Füße fliegengleich an der schwarzen Tapete klebten und er daran hinaufkletterte, bis er fast unter der Decke hing.

Er stieß einen tiefen, schauerhaften Schrei aus, drehte den Kopf einmal um 180 Grad und riss dann seinen gewaltigen Mund auf.

»Was zur ...«, setzte ich an, da schoss auch schon ein grüner Schwall Kotze aus seinem Hals. Ich konnte im letzten Moment vom Sessel aufspringen und mich vor der heißen Flut, die verblüffend an Erbsensuppe erinnerte, in Sicherheit bringen.

»Protektor!«, kreischte 666 und seine Augen glühten neongelb auf. »Du wagst es, dich bei mir einzuschleichen!«

Ich war so damit beschäftigt, meine rasenden Gedanken im Zaum zu halten, dass mein Mund Freilauf hatte. »Du hast mich doch eingeladen.«

»Mein Herr wird dich und deinesgleichen zermalmen!«, zischte 666 und stieß sich wie eine Springspinne von der Wand ab. Ich griff mir instinktiv den Schädel vom Tisch, schleuderte ihm das wuchtige Ding entgegen und warf mich erneut zur Seite, auf den muffigen schwarzen Teppich.

Es gab ein dumpfes Geräusch, als der Ziertotenkopf 666 im Gesicht traf. Er wurde aus der Bahn geworfen, landete mitten auf dem vollgekotzten Sessel und glitt daran herunter. Aber dann sprang er behände auf die Füße und wandte sich leise lachend mir zu.

Ich beeilte mich, auf die Beine zu kommen, den säuerlichen Gestank in der Luft und meine Panik zu ignorieren und einen Ausweg zu suchen. Doch jedes bisschen Vorsatz entglitt mir, als 666 sich mir zuwandte. Sein Unterkiefer stand unnatürlich ab, war offensichtlich gebrochen. Grünliche Suppe tropfte aus dem schief stehenden Mundwinkel. Er umfasste seinen Kiefer und schob ihn ohne mit der kaja-

geschwärtzen Wimper zu zucken wieder in die richtige Position. Das Knirschen ging mir durch Mark und Bein und reduzierte mich auf einen geistlosen Autobahnnutzer, der einen Unfall sah. Ich konnte ihn nur noch anstarren.

Da sprang er vor, segelte durch die Luft und riss mich zu Boden. Ich schrie auf und hob die Hände, um seine Schläge abzuwehren, was mir mehr schlecht als recht gelang. Er setzte sich auf meine Hüfte, drückte mit unmenschlicher Kraft meine Arme hinunter und kniete sich darauf.

»Enttäuschend«, knirschte er mit rauer Stimme. »Ich dachte, ihr Protektoren wäret schwerer zu töten!«

Er hob die Hände und fasste einen seiner metallverzierten Finger. Unter meinem entsetzten Keuchen zog er ihn von der Hand ab. Es kam eine kurze, silberne Klinge zum Vorschein, mit dem Fingerling als Griff.

»Grüß den Chef, du Wicht!« Er setzte das Fingermesser an meine Kehle und lachte erneut wie ein irrer Muppet. wobei sein Unterkiefer übertrieben auf- und zuklappte.

Ich spürte das Messer in meine Haut schneiden und machte mich bereit, zu sterben. Doch dann wurde er plötzlich zur Seite weggerissen. Die Wucht des Angriffes hob ihn von mir herunter und ließ ihn in ein Möbel krachen, das ich für einen geschlossenen Dartschrank gehalten hatte, dass sich anhand der herauskegelnden Hühnerstücke, schwarzen Kerzen und blutgefüllten Schalen jedoch als satanischer Altar herausstellte.

Hinter ihm stand die Alte, die ich vorhin fast plattgefahren hätte. Sie hatte 666 mit ihrer Gehhilfe von mir heruntergeschlagen, die dabei eine ziemliche Delle abbekommen hatte.

»Steh auf, du Narr!«, forderte sie jetzt mit zitternder Stimme, wies mit dem Zeigefinger auf mich und ließ ohne hinzusehen die Gehhilfe herumwirbeln und gegen 666s Kopf

knallen, der sich gerade wieder erheben wollte. Er sackte zu Boden. »Hilf mir!«, forderte die Alte.

Ihre Stimme hatte eine solche Befehlsgewalt, dass ich mich auf die Beine kämpfte und das Erstbeste ergriff, was ich in die Finger bekam. Es war eine Unterarmhlange nackte Abbildung von Lady Death, deren gewaltige Brüste der improvisierten Waffe einen guten Grip verschafften. Ich holte aus und ... erstarrte. Ich konnte doch keinen anderen Menschen schlagen.

Die Alte grollte wütend auf und huschte mit erschreckendem Geschick an mir vorbei, um erneut mit der Gehilfe zuzudreschen. Blut spritzte in ihr faltiges Gesicht.

»Komm schon!«, rief sie mir mit einem Schulterblick zu, aber ich war wie erstarrt. 666s Hand schoss hoch und riss der Alten die Beine unter dem Leib weg. Sie fiel mit einem schrillen Kreischen und dann hockte 666 über ihr, drückte ihr mit einer Hand die Kehle zu.

Sein Gesicht war eingedrückt und mit Platzwunden übersät, aus denen jedoch immer weniger Blut und dafür mehr schwarze, ölige Flüssigkeit lief. Seine Gelenke knackten und bogen sich um, seine Gliedmaßen streckten sich, bis er an eine vierbeinige Spinne erinnerte.

»Holger!«, japste die Oma und das riss mich aus meiner Erstarrung. »Klaus«, korrigierte ich automatisch und sah zu ihr. Sie sah mich aus tiefen, traurigen Augen an. Ich blickte weiter zu 666, der alles, aber kein Mensch war, und traf eine Entscheidung. Ich wusste jetzt, was ich zu tun hatte.

Ich ließ die Statue fallen und floh. Zumindest wollte ich das, aber als ich lossprintete, streckte 666 eines seiner unmenschlich langen Beine aus und brachte mich zu Fall. Er schob sich mit staksenden, schnellen Bewegungen über mich und nun sah ich, dass sein Mund noch gewachsen war und sich seine Zähne in drei Reihen scharfe Sägen verwandelt hatten.

Ich schrie, schlug um mich, aber er war zu stark. Mit der einen Hand würgte er die Alte weiter, mit der anderen presste er meine Stirn auf den Boden, um meinen Hals für einen Biss zu entblößen.

»Herr im Himmel!«, flehte ich verzweifelt und versuchte ihm ganz männlich die Augen auszukratzen. Dabei rutschte ich ab und traf mit der rechten Handfläche seine Stirn. Ein gleißendes Licht flammte unter meinen Fingern auf, begleitet von dem Gefühl, in heißes Frittenfett zu fassen. Der Geruch von Ozon erfüllte schlagartig den Raum und 666 wurde im hohen Bogen nach hinten geschleudert, flog gegen den schwarzen Vorhang und brach durch das dahinterliegende Fenster.

Ich würgte trocken und starrte verwundert in meine Hand. Das Geschwür hatte mittlerweile die Form von klar erkennbaren Strichen angenommen, und es war unzweifelhaft ein Pentagramm in einem Kreis. Und eben dieser Kreis glomm noch einen Augenblick nach.

»Na bitte«, rief die Alte und kam mit einem Jacky-Chan-Manöver auf die Beine. »Hinterher! Er darf uns nicht entkommen!«

Ich starrte sie an, aber dann machte sich etwas in mir breit, das ich lange nicht mehr gespürt hatte. Stolz! Ich hatte diesem Arschloch ordentlich in den Hintern getreten, auch wenn ich nicht wusste, wie ich das gemacht hatte oder ob er überhaupt einen Hintern besaß. Aber eines war klar ... für diese ganze Scheiße musste jemand zahlen, und das würde 666 sein!

Die Oma flankte aus dem Fenster, wobei ihr Blümchenkleid hochflatterte und warme Winterunterwäsche entblößte. Ich lief ebenfalls zum Fenster und sah hinab. Es waren mindestens zwei Meter bis zum Boden, von den scharfkantigen Scherben ganz zu schweigen.

Ich wirbelte herum und stürmte zur Eingangstür, wobei ich in der grünen Exorzistenpfütze fast ausrutschte. Wer hätte je gedacht, dass dieser Film auf wahren Begebenheiten basierte?

Als ich wagemutig die drei Stufen am Eingang übersprang, war 666 bereits an meinem Auto angekommen und schlug die Fahrerscheibe ein. Die Oma lief auf ihn zu, wurde dabei aber immer langsamer und blieb schließlich auf halber Strecke vornübergebeugt keuchend stehen.

666 riss die Fahrertür auf, drehte sich um und grinste böseartig. Dann verschwand seine Hand am Ende des unsäglich langen, dünnen Arms in seinem Hemd und er zog allen Ernstes eine Pistole hervor!

Ich kam schlitternd zum Stehen und versuchte zu entscheiden, ob ich mich besser hinwarf oder in die andere Richtung floh.

»Stirb, Gottesknecht!«, rief er mir wütend entgegen und spannte den Hahn des Revolvers. In diesem Moment durchbrach Kunigunde im vollen Lauf den kaputten Zaun, rammte 666 die Fahrertür in den Rücken, so dass er vortaumelte und dann ein Horn in den Leib. Es gab ein fleischiges Knirschen und die Kuh riss 666 mit sich, dessen lange Gliedmaßen wie Seile hinterherschleiften und unter ihren Hufen zertrampelt wurden. Dabei muhte das Milchvieh triumphierend.

666 schrie atemlos, weil seine Lunge durchbohrt war, und dann blieb Kunigunde stehen und schüttelte ihn ab. Er sackte zu Boden, versuchte aber einen seiner langen Arme zu der am Boden liegenden Pistole zu bewegen. Dieser Mistkerl hörte einfach nicht auf, mich umbringen zu wollen.

Ich schrie wütend auf, nahm mir im Laufen einen schweren Stein, und als ich das Monstrum erreicht hatte, drosch ich wieder und wieder auf ihn ein. Allerdings schaute ich nicht hin, was da knirschend unter dem Stein zermalmt wurde.

Plötzlich legte sich eine Hand auf meine Schulter, und ich schrie vor Schreck auf, ließ den Stein fallen.

»Bring es zuende«, sagte die Alte und wies auf den immer noch zuckenden Spinnenleib. Kurz musste ich an Mortal Combat denken, wo man nach einem harten Kampf stets aufgefordert wurde: »Finish him!«

Aber die Alte war beim besten Willen keine Sonja Blade. Also zuckte ich nur mit den Schultern.

Die Oma seufzte, zog das Kleid hoch und die Unterhose runter, um ein faltiges Hinterteil zu offenbaren. Wenn sie mich damit bestrafen wollte, hatte sie ihr Ziel erreicht. Ich klammerte mich Hilfe suchend an Kunigunde, die friedlich wiederkäugend neben mir stand.

»Alles muss man selber machen«, maulte sie und ließ sich dann mit dem nackten Arsch auf das Höllenwesen fallen. Es gab ein zischendes Geräusch, ein helles, gleißendes Licht, dass Kunigundes blutig-schwarzes Horn beleuchtete. Dann hörte ich einen vielstimmigen, wispernden Chor und schwarze, eisige Schatten huschten über uns, rissen etwas Dunkles, sich Windendes aus 666 hervor und zerrten es mit sich in den dunklen Wald.

»Ghost ist also auch eine Reportage gewesen?«, fragte ich tonlos und wandte mich der Alten zu, die mir auf der Leiche sitzend eine Hand hinhielt, damit ich ihr aufhalf.

Ich ergriff sie, sah ihr dabei zum ersten Mal wirklich in die Augen und schnappte nach Luft, als ich sie erkannte.

»Veronique?«



NEUNTES KAPITEL: PROTEKTOR EST (Kinder sind grausam)

Ich reagierte mit der mir gewohnten Souveränität auf die gesamte Lage: „Wie ... Wa... Öh ... Also ...“

Die Alte mit dem nackten Po hielt mir eine dürre, runzlige Hand hin. „Hör auf zu stammeln wie ein Nazi in einer Abprüfung und hilf mir auf die Beine, Jüngchen.“

Ich gehorchte. Veronique, oder eher, die alte Frau, die aus meiner wunderschönen, knackigen Veronique geworden war, klopfte sich Dreck vom Kleid und schüttelte den Kopf. „Da hast du aber mächtig Glück gehabt, dass ich rechtzeitig gekommen bin.“

Ein hysterisches Kichern löste sich aus meiner Kehle.

„Was ist so lustig?“, wollte Veronique wissen und wechselte zu ihrer Gehhilfe.

„Du hast gekommen gesagt“, kicherte ich verzweifelt.

„Ernstlich?“ Sie hob die grauen Augenbrauen. „Wie alt bist du?“

„Nein!“, rief ich vehement und erschreckte damit die Kuh. Die machte einen Schritt zurück und der verdrehte Dämonenleib knirschte, um dann als Staub von ihrem Horn zu rieseln.

„Die Frage ist doch“, fuhr ich Veronique an. „Wie alt bist du?“

„Sowas fragt man eine Dame nicht“, sagte Veronique und lächelte zahnlos. „Aber ich habe meinen Teil der Weltgeschichte gesehen und beeinflusst. Und das wirst du auch tun, wenn du aufhörst, dich so dämlich zu verhalten.“

Sie tätschelte die Kuh.

„Wie meinst du das?“

Unvermittelt zog sie ihr Kleid wieder hoch und offenbarte erneut ihren runzligen Hintern. Über mein entsetztes Keuchen schmunzelte sie hinweg. „Das hier“, sie wies auf das Symbol, „ist das Zeichen des Protektors. Ich erhielt es vor Jahrhunderten, und jetzt habe ich es an dich weitergegeben.“

Ich warf verzweifelt die Arme in die Luft. „Protektor? Sind wir Rasierapparate, oder was?“

„Verflucht sei Wilkinson dafür!“, rief Veronique erbost aus. „Nein, das kommt von protegere, lateinisch für schützen. Wir schützen die Welt vor dem Bösen. Wesen wie dem da.“ Sie wies auf den Aschehaufen.

„Aha“, sagte ich. Ich hätte das Ganze gerne bezweifelt, aber mein Hirn war einfach zu sehr auf Logik gepolt. Ursache und Wirkung, These und Beweis. Entweder wurde ich verrückt, oder es gab eine übernatürliche Welt jenseits der sichtbaren. Und da ich im ersten Fall sabbernd in einer Zwangsjacke in der Ecke einer Gummizelle liegen würde und im zweiten ein arschcooler Vampirjäger war, dem die Frauen hinterherstiegen, beschloss ich ihr zu glauben.

„Aber warum ich?“

Veronique lachte. „Glaub mir, das habe ich mich auch gefragt. Mehrfach. Eigentlich seit dem Moment, wo du mir in der ersten Vision erschienen bist.“

„So deutlich hättest du das jetzt auch nicht sagen müssen.“

„Beim ersten Mal habe ich es auf ein zu fettes Abendessen geschoben. Mir war klar, dass ich das Zeichen irgendwann weitergeben würde, aber du? Ich meine ... du?“

„Danke, ich habe es ver...“

„Ich habe im Laufe der Zeit Dutzende mutige, stattliche Männer getroffen. Männer, die von sich aus den Kampf gegen das Böse aufgenommen haben, obwohl sie bloße Menschen waren.“

„Okay, danke, das ...“

„Männer wie gemeißelte Statuen, mit Bauchmuskeln, auf denen man Möhren reiben könnte ...“

„Hey!“, unterbrach ich ihr Schwelgen. „Wir haben dann jetzt ausreichend etabliert, dass ich nicht wirklich der Ideal-kandidat bin. Also warum?“

Veronique zuckte mit den Schultern. „Die Mächte des Schicksals müssen in dir mehr sehen, als jeder andere. Und damit meine ich wirklich ausnahmslos jeder andere.“

Ich gab es auf. Es war ein schöner Gedanke, dass da irgendwo jemand große Stücke auf mich hielt. Das war ein sehr ungewohntes Gefühl, das es nicht oft in meinem Leben gab.

Ich bin vor wenigen Monaten in die erste Klasse gekommen und da wir nicht eben in einem Eliteviertel wohnen, sind meine Klassenkameraden eine zünftige Mischung aus vorrangig türkischen Migrationskindern und urdeutschem Asi-Adel in der vierten Generation der Arbeitslosigkeit. Die Türken wollen nichts mit mir zu tun haben, weil ich Deutscher bin, die wenigen Mittelschichtkinder weil ich mich vom Kleidungsstil nahtlos bei den Bildungsgeforderten einreihe – Danke Mama – und die Asis spüren instinktiv wie ein Wolfrudel meine Schwäche. Diese elaborierte Analyse würde ich natürlich erst in einigen Jahren weinend auf dem Sofa anstellen, nachdem mich eine Kurzzeitfreundin fragen würde, ob ich auch so schöne Erinnerungen an die Grundschule hätte.

Heute, im knöchelhohen Schnee eines frühen Winter-einbruchs, reift in meinem unfertigen Kinderhirn lediglich

die Erkenntnis, dass es vermutlich kein gutes Zeichen für kommende Freundschaften ist, wenn die gesamte Klasse sich um einen versammelt und Punkte dafür vergibt, wohin sie dich mit eis- und steindurchsetzten Schneebällen trifft. Johanna beweist ihre natürliche Begabung für Ballsportarten, indem sie es schafft, einen angeschnittenen Wurf unter meine zum Schutz tief ins Gesicht gezogen Kapuze zu setzen. Das tennisballharte Geschoss trifft mich auf Nase und Wange und reißt mich von den Beinen.

„Volle Möhre in die Fresse!“, höre ich den fetten Ungerer rufen und etwas in mir zerbricht. Ich kämpfe mich auf die Beine und renne auf Johanna zu. Was folgt, könnte eins zu eins in Saving Privat Ryan hineingeschnitten werden. Schneebälle treffen mich an der Brust, an den Beinen, ich sacke kurz auf ein Knie, rappele mich schreiend vor Wut auf und renne weiter. Johanna befeuert mich aus einem großen Vorratsberg an Schneebällen, den sie neben sich aufgetürmt hat.

Ich erreiche sie, weiß dann aber nicht, was ich tun soll, denn ich habe mich noch nie in meinem Leben geprügelt, also schreie ich sie an: „Ey, du dumme Arsch-Gans-Stinkscheißblöde! Das hat weh getan! Wenn du das nochma...“

Johanna stopft mir den Schneeball in den Mund, den sie noch in der Hand hält. Ich schmecke Streusalz und Kies darin und damit bricht der letzte Damm. Ich stoße Johanna um und fange an, aus nächster Nähe die Schneebälle auf sie abzuwerfen. Es sind etwas zwanzig. Ich treffe mit zwei davon. Hey, ich habe nie behauptet, sportlich zu sein.

Ich komme erst wieder zu mir, als mich eine große Hand grob im Nacken fasst und wegzieht. Es ist Mauskowitz, der Hausmeister. Der riesige Mann schleift mich in Richtung Schulgebäude und droht dabei: „Das wird haben Hinter-spiel, Holger!“

„Klaus“, berichtige ich ihn.

„Man schlägt sich keine Frauen.“

Mir fehlt die Kraft, um zu fragen, was man dann machen soll, wenn man von Frauen misshandelt wird. Ich ergebe mich in mein Schicksal. Vielleicht wird mein Vater ja stolz sein, wenn zur Abwechslung mal ich jemanden verprügelt habe.

„Wir sollten von hier verschwinden. Jemand könnte die Schüsse gehört haben.“ Veronique wandte sich zu dem im Zaun steckenden Wagen um. „Fährt der noch?“

„Finden wir es heraus.“

Er tat es. Aber irgendwas hatte sich verzogen und so klang vom Vorderreifen ein durchgehendes, anhaltendes Kreischen in die Fahrgastzelle und wir konnten nur Dreißig fahren. An ein Gespräch war nicht zu denken, bis wir meine Wohnung erreicht hatten.

Veronique sah sich angewidert in meinem Apartment um. Ich fegte Pizzaschachteln und leere Chipstüten von der durchgesehenen Couch und wies ihr galant den Platz.

„Setz dich. Nimm dir einen Keks.“

Offensichtlich kannte sie Monthy Phyton nicht, denn sie fragte: „Wo sind denn die...“

„Was zur Hölle ist hier jetzt eigentlich los?“, blaffte ich sie an. „Ich soll Dämonen jagen? Bin ich jetzt sowas wie die Winchester-Brüder?“

„Du bist eher sowas wie Buffy in der ersten Staffel“, korrigierte Veronique. „Aber bei allen falschen und überzogenen Darstellungen des Bösen: Im Prinzip ja.“

„Aber wie ... 666 da hätte mich beinahe kaltgemacht. Ich meine, ich kann nicht mal Judo ...“ Ich drehte meinen Sessel zu ihr und ließ mich hineinfliegen.

„Das Siegel wird dir helfen!“

Ich musterte das pentagrammartige Narbensymbol in meiner Handfläche. Die Narben wurden immer feiner und dunkler, einige sagen schon wie Tätowierungen aus.

„Mit ihm wirst du Dinge sehen können, die anderen verborgen bleiben. Es verleiht die übermenschliche Kräfte und bannt das Böse.“

„Cool!“, sagte ich und fuhr ehrfürchtig mit dem Finger die Wulste nach.

„Anfangs wird es allerdings ein wenig Übung brauchen, bis du seine Kräfte nutzen kannst. Meist offenbaren sie sich in Momenten großer emotionaler Aufregung. Bei Angst, Freude, Erregung ...“

Ich erinnerte mich an die beiden bleichen Kinder im Schlafzimmer meiner Eroberung und an die seltsamen Gestalten, die durch den Krankenhausflur geschlurft waren. „Ich sehe tote Menschen!“, hauchte ich bedeutungsschwer.

„Ja, das ist eine der Kräfte.“

„Und jetzt?“

„Jetzt werden wir aus dir einen anständigen Protektor machen. Du wirst Kampftraining bekommen und natürlich musst du die verschiedenen Arten erlernen, wie man die Schergen des Bösen vernichtet.“

Ich nickte. „Gibt es dafür Videotutorials?“

Veronique zeigte einen formvollendet ausgeführten doppelten Facepalm und seufzte. Im gleichen Augenblick pochte es lautstark an die Tür. Ich sprang auf. Veronique ruderte einige Male unbeholfen mit den Armen, bis ich auch ihr von der Couch hochhalf.

„Wer ist das?“, fragte ich besorgt.

„Kribbelt dein Siegel?“, fragte sie. „Meines verliert seine Kräfte, seit ich es an dich übergeben habe.“

Ich konzentrierte mich auf meine Handfläche. „Ich glaube nicht.“

„Das ist es vermutlich kein Monstrum. Aber es könnten natürlich Kultisten mit Messern und Sensen sein.“

Das Klopfen wiederholte sich so stark, dass die Tür in den Angeln wackelte. Es klang unbeholfen und unrhythmisch, als würden da keine menschlichen Hände klopfen.

„Geh aufmachen“, verlangte ich.

„Du willst eine alte Frau vorschicken?“

„Eine alte Frau, die Monster mit ihrer Gehhilfe zusammenwächst. Also tu nicht so.“

„Ich bin im Ruhestand“, behauptete sie.

„Seit wann?“

„Seit jetzt!“

Es pochte erneut. Ich atmete tief durch, nahm ein schmutziges Buttermesser vom Tisch und ging zur Tür. Mit dieser Waffe würde ich vermutlich niemanden beeindrucken, aber der Schimmel darauf würde einem Angreifer zumindest eine fiese Blutvergiftung bescheren.

Ich verfluchte den geizigen Vermieter, der keine Spione in die Türen hatte einbauen lassen und riss die Tür auf. Im Hausflur stand eine Kuh und starrte mich treudoof aus braunen Augen an. Ich hatte eine sehr schlechte Vorahnung.

„Wer ist es?“

Ich prüfte das Schild im Ohr. Jawohl ... das hier war Kunigunde.

„Die Kuh.“

„Oh nein!“

Während sich Veronique mit der Gehhilfe zur Tür arbeitete, machte Kunigunde einen Schritt auf mich zu und zog mir ihre riesige Zunge durchs Gesicht. Ich keuchte angewidert auf, was die Kuh traurig zu machen schien. Entschuldigend tätschelte ich ihr die Schnauze, wischte mir mit dem Ärmel den Kuhrotz aus dem Gesicht und sagte: „Nichts Persönliches, aber beim zweiten Date noch nicht mit Zunge!“

Kunigunde muhte so laut, dass es im ganzen Treppenhaus nachhallte.

Nun war auch Veronique da. „Das hatte ich befürchtet“, sagte sie und wies auf die Stirn der Kuh. Dort zeichnete sich in der Fellstruktur kaum erkennbar eine Kopie meines Protektor-Siegels ab. „Die Kuh ist dein Tiergefährte.“

„Mein bitte was?“

Bevor Veronique antworten konnte, setzte sich Kunigunde in Bewegung. Sie kam in die Wohnung, ignorierte dabei meine Versuche, sie an den Hörnern zurückzuhalten, und schob mich bis ins Wohnzimmer. Dort stellte sie sich ans Fenster und schaute mich auffordernd an.

„Was will sie?“

Veronique zuckte die Achseln. „Vermutlich will sie, dass du ihr einen Schlafplatz frei machst. Sie ist immerhin die ganze Strecke von 666 hierhergelaufen.“

Ich schnaubte ungläubig, aber dann holte ich einen Besen, fegte einen kuhgroßen Flecken von Müll frei und tatsächlich ließ sich Kunigunde mit einem wohligen Brummen auf meinem fleckigen Teppich nieder. Ihre Ohren zuckten einige Male, dann schloss sie die Augen, brummte erneut und legte den Kopf auf dem Boden ab.

„Ich dachte Kühe schlafen im Stehen“, sagte ich. „Damit man sie umschmeißen kann.“

„Echt? Das ist gerade dein dringlichstes Problem?“

Ich schüttelte den Kopf, um ihn freizubekommen und diese absurde Situation anzunehmen. „Was ist ein Tiergefährte?“

„Wenn ein neuer Protektor geweiht wird, verbindet sich seine Seele mit einem Tier. Dieses Tier begleitet und unterstützt ihn bei seiner Aufgabe und entwickelt ebenfalls besondere Fähigkeiten. Manchmal geht dieser Bund so weit, dass der Protektor durch die Augen des Tieres sehen kann und sich dessen Fähigkeiten leihen kann.“

„Toll, dann gebe ich demnächst Milch?“

Veronique lachte auf, errötete dann aber und legte den Kopf schief. „Ich muss gestehen, ich habe noch nie davon gehört, dass jemand eine Kuh als Tiergefährten hatte. Meist sind es eher Falken, Hunde, Katzen, manchmal Ratten. Aber eine Kuh ...“

Ich fand mich bemerkenswert ruhig für die Offenbarung, dass meine Seele mit einem wandelnden Steak verbunden war. „Was ist dein Tiergefährte?“

„Er ist schon lange tot. Tiergefährten werden zwar ungewöhnlich alt und sind sehr widerstandsfähig, aber auch sie sterben einmal. Also würdige diesen Bund, er ist einmalig. Wenn du ...“ Sie wies fragend auf die Kuh.

„Kunigunde“ sagte ich.

„Wenn du Kunigunde verlierst, wird es sein, als wäre ein Teil deiner selbst gestorben.“

„Was war dein Tier?“, ließ ich nicht locker.

„Ein Berglöwe“, gab Veronique zu.

„Hunde, Falken, Berglöwen ... und ich kriege eine Kuh.“ Das passte ja mal wieder zu meinem Leben.

„Wie soll das gehen? Ich kann doch keine Kuh in der Stadt halten. Was soll die fressen? Und wo kriege ich eine so große Katzenbox her?“

„Danke, etwas Tee wäre nett“, sagte Veronique.

„Was?“

„Was?“, fragte sie zurück.

„Ich soll jetzt Tee machen?“

Veronique schaute mich verwirrt an. „Wer hat denn was von Tee gesagt?“

„Na du!“ Ich fühlte mich wie in einem Stooges-Film. Oder vielleicht Louis De Funes: Nein – Doch – Oooh!

„Ach du meine Güte.“ Veronique zog erneut ihr Kleid in die Höhe.

„Du musst damit aufhören!“, rief ich und hielt mir die Augen zu. „Ich kriege sonst nie wieder einen hoch.“ Davon abgesehen, dass die meisten Frauen sicher begeistert wären, es mit einem Mann zu treiben, der eine Kuh in einem Dreißig-Quadratmeter-Apartment im zweiten Stock hielt.

„Es verblasst“, sagte sie leise.

„Was?“ Ich linste durch die Finger. Veronique war wieder bekleidet und sank nun ermattet auf die Couch.

„Mein Siegel. Es wird nicht mehr lange dauern, dann holt mich mein wahres Alter ein. Ich werde ...“

Ich wartete einen Augenblick, ob sie den Satz vollenden würde. Erst als Kunigunde sich erhob und Veronique mit einem traurigen Rülps den Kopf in den Schoß legte, begriff ich.

„Ich ... das tut mit leid ... wie lang noch?“

„Kennen wir uns, junger Mann?“, fragte Veronique verwirrt und streichelte den Kuhkopf. „Das ist eine interessante Katze, die sie da haben. Ein bisschen groß, nicht wahr?“



ZEHNTES KAPITEL: ABSCHIED (Bauchraumparasiten)

Ich erwachte von einem lauten Krachen. Ich war schon aus dem Bett und im Wohnzimmer, bis ich auch nur ansatzweise wach war.

Eine Kuh lag auf meiner Couch, die nicht für mehrere hundert Kilo Kobe ausgelegt war und bei der darum die Beine weggebrochen waren.

„Scheiße, das war kein Traum“, erkannte ich und war nun endgültig wach. Kunigunde hatte zumindest den Anstand, verlegen auszusehen.

Aber wenn das Rindvieh auf der Couch lag, wo war dann Veronique? Ich lief ins Badezimmer. Als ich die kleine Tür aufriß, wallte mir ein unfassbarer Gestank entgegen. Die Ursache war nicht schwer auszumachen – in der Duschwanne prangte ein gigantischer, grüner Kuhfladen. Von Veronique keine Spur. Sie hatte noch etwas wirres Zeug geredet und war dann sehr schnell eingeschlafen. Und jetzt war sie weg.

„Böse Kuh!“, rief ich empört und drehte den Wasserhahn auf. Langsam arbeitete sich der Strahl durch die zähe Kuhkacke. „Böse, böse Kuh!“

Ich lief ins Schlafzimmer, suchte dort nach Veronique. Dann rief ich laut ihren Namen. „Ja sicher, du Honk!“, schalt

ich mich selbst. „Vermutlich hat sie sich im blauen Salon deines Anwesens verirrt.“

Wenn sie nicht im Bad, im Schlafzimmer oder im Wohnzimmer war, war sie nicht mehr da. Schon wieder hatte sie mich sitzen lassen. Erst hängte sie mir eine magische Version des Herpes an, faselt von epischer Macht und Dämonenjagden und dann verzieht sie sich. Vielleicht war auch die Demenz nur eine elaborierte Show gewesen, um mir bloß nichts Nützliches zu verraten.

„Schlampe!“, sagte ich und Kunigunde muhte bestätigend. Ich trat zu der Kuh und entdeckte, dass sie Farbe auf dem Fell hatte. Bei näherer Betrachtung stellte sich die Farbe als Lippenstift und Schriftzeichen heraus. „Bergamottenweg 11“, las ich. „Hat Veronique das geschrieben?“

Kunigunde muhte erneut.

„Ist sie dort?“

Kunigunde schaute mich an und schlackerte mit den Ohren, als wollte sie sagen: „Ich bin eine Kuh, Jim, keine Wahrsagerin.“

„Hast ja Recht.“ Ich entschloss mich gegen eine Dusche, denn der Wasserstrahl hatte den Fladen zwar mittlerweile weggespült, aber ich würde da erst wieder reinsteigen, wenn ich einen Liter Desinfektionsmittel durchgejagt hätte. Auf der anderen Seite war es natürlich beachtlich, dass Kunigunde für ihr Geschäft ins Bad gegangen war, statt es einfach in mein Wohnzimmer fallen zu lassen.

„Du bist ein kluges Tier!“, lobte ich sie, nachdem ich mir die Zähne geputzt hatte und mich wieder anzog. Sie stand auf und trottete zu mir, stieß mich mit ihrer feuchten Schnauze vorsichtig an und brummte leise. Ich streichelte sie hinter den Ohren und sie schloss wohlighalb die Augen.

„Sieht so aus, als wären wir beide jetzt ein Team, hm?“, murmelte ich und lehnte den Kopf auf den harten Kuhschädel. Es klingelte.

„Scheiße, wer ist das denn?“

Ich sah mich hektisch um, aber natürlich gab es in meiner Wohnung keinen Ort, an dem man eine Kuh verstecken konnte. „Keinen Ton!“, mahnte ich Kunigunde und wollte die Sache aussitzen, aber da klopfte es an der Tür.

„Herr Klaus?“

„Holger“, korrigierte ich automatisch.

„Öffnen Sie bitte! Polizei!“

Es lief mir eiskalt den Rücken runter bis in die Zehspitzen. Die Bullen! „Red du mit ihnen, ist Verwandschaft“, flüsterte ich Kunigunde zu und lachte hysterisch auf.

Natürlich kommt die Polizei, wenn man mitten in der Nacht einen Irren umbringt. Was hatte ich mir denn gedacht? Dass es niemandem auffällt, dass ich 666 gekillt hatte? Da rettet man die Welt vor einem widerwärtigen Dämon, und dann kommt das deutsche Beamtentum und will einem dafür ans Zeug flicken.

„Herr Klaus?“

„Holger!“, sagte ich verärgert und stapfte zur Tür. Ich würde die Angelegenheit wie ein Mann regeln. Lebend würden sie mich nie kriegen. Ich hielt mitten im Schritt inne. Was dachte ich denn da für einen Schwachsinn? Ich würde doch nicht mit der Polizei kämpfen. Erstens konnten die Beamten doch für nix was und zweitens hatten die Pistolen.

„Herr Klaus!“

Ich riss die Tür auf und brüllte: „Holger!“

Das Pärchen vor der Tür machte überrascht einen Schritt zurück. „Bitte?“, fragte der Mann, ein korpulenter Mittvierziger, der nach der Pubertät vergessen hatte, den dünnen Schnurrbart loszuwerden.

„Klaus Holger. Holger ist der Nachname.“

„Ach so“, sagte die Frau, die jünger und schlanker war, wegen eines runden Mondgesichts aber nicht so wirkte.

„Herr Holger.“

„Genau. Was gibt's?“ Ich versuchte lässig zu wirken und lehnte mich an den Türrahmen. Dummerweise verpasste ich den Rahmen und torkelte daran vorbei ins Bad, stolperte über den Läufer und landete auf dem Klo.

Der Kopf des Polizisten schob sich in die Wohnung. „Alles in Ordnung, Herr Klau...Holger?“ Er rümpfte die Nase, denn es schwebte immer noch ein Hauch Allgäuer Landluft in der Wohnung.

„Ja, nur ...“ Ich rappelte mich auf und kam wieder zur Tür. „Missgeschick.“

Beide nickten. „Kennen Sie diese Frau?“, fragte die Polizistin nach einer kurzen Pause und hielt mir ihr Handy unter die Nase. Darauf war ein Foto der alten Veronique, in einem Krankenhauskittel. „Ja, nein, warum?“, stammelte ich.

„Die Dame hatte ihren Namen und ihre Adresse auf ihrer Handfläche stehen.“

„Ach ... ach so ... jaaaa ...“ Ich versuchte mir eine plausible Erklärung dafür einfallen zu lassen, aber es herrschte Leere in meinem Kopf.

„Ist sie eine Bekannte? Eine Verwandte?“, fragte der Polizist und wirkte mittlerweile misstrauisch.

„Das ist ... Tante Veronique“, sagte ich schließlich. Wenn ich jemals rausfinden wollte, was es mit dieser ganzen Sache auf sich hatte, würde ich mit ihr reden müssen. „Sie ist zu Besuch in der Stadt, aber ein wenig verwirrt. Wo kann ich sie abholen?“

Beide Polizisten änderten ihre Körperhaltung. Das Misstrauen wich und machte professioneller Betroffenheit Platz.

Der Polizist holte tief Luft, dann sagte er mit warmer Stimme. „Herr Klaus ...“

Seine Kollegin stupste ihn bemüht unauffällig in die Seite.

„Holger“, korrigierte sich der Beamte. „Wir müssen ihnen leider mitteilen, dass ihre Tante verstorben ist. Mein herzlichstes Beileid.“

„Scheiße!“, fluchte ich, was die beiden Beamten verblüffte. „Verdammte Scheiße!“

„Äh, haben sie jemanden, der ... sollen wir jemanden anrufen?“

„Was?“, fragte ich.

Nun sprach die Frau wieder: „In solchen aufwühlenden Momenten ist es wichtig, jemanden zu haben, mit dem man ...“

„Ach so. Jaja, Kunigunde ist da“, sagte ich gedankenverloren. Was sollte ich denn jetzt machen? Ich fühlte mich wie He-Man, der vergessen hatte, wie man die Macht von Greyskull beschwor. Wie Superman mit Kryptonit-Zahnfüllung. Wie Iron Man ohne Akkuleistung.

„Sollen wir vielleicht kurz reinkommen ...“

„Nein!“, rief ich entsetzt. „Alles gut, komm schon klar, armes Tantchen, schönen Tag noch!“

Ich schob die Tür zu.

„Herr Klaus?“, hörte ich den Polizist.

„Holger, der Mann heißt Klaus Holger!“ Das war seine Kollegin. „Wie kann man denn mit einem so schlechten Namensgedächtnis Polizist werden?“

„Boah, Raffaella, menstruiert du wieder, oder was?“

„Du mit deinen Machosprüchen.“

„Wir hätten niemals miteinander schlafen sollen.“

„Niemals!“, stimmte sie ihm zu.

Eine kurze, für mich sehr peinliche Pause folgte. Dann hörte ich sie die Treppen heruntergehen.

Etwas stuppste mich in den Rücken. Es war Kunigunde. „Wie kannst du dich so anschleichen? Du hast Hufe!“, wunderte ich mich, schlang dann aber meine Arme um ihren Hals. „Ach Kunigunde, jetzt sind wir allein.“

Dabei konnte ich noch nie gut allein sein.

Meine Eltern sind zum Kegeln gegangen. Normalerweise passt in so einem Fall immer meine Oma oder die nervige Klaudia von nebenan auf mich auf. Aber Oma ist krank und Klaudia hat auch keine Zeit, darum haben meine Eltern beschlossen, dass ich mit acht Jahren alt genug war, um einen Abend allein zu bleiben.

Ich finde diese Aussicht großartig. Die gesamte Süßigkeitenschublade war mein und ich habe schon herausgefunden, dass mit „Alien“ ein Film kommt, den meine Eltern mich niemals würden gucken lassen.

„So, Bub, bist fein artig, ja?“, sagt mein Vater und tätschelt mir den Kopf. „Kannst dir auch ein Bonbon nehmen.“

Eins? Ha! Ich kann nur mit Mühe den Impuls unterdrücken, die Arme auszubreiten, ein diabolisches Bösewichtgelächter auszustoßen und zu rufen: „Mein! Mein! Es ist alles mein!“

„Im Kühlschrank sin Reste vom Braten“, sagt meine Mutter. „Und Apfelsaft.“

Vor meinem geistigen Auge fährt ein Blitzstrahl nieder und ich lache ihr entgegen: „Apfelsaft? Ha! Ich werde Cola trinken!“

Kaum sind meine Eltern zur Tür raus, bereite ich alles vor. Ich werfe der Zahnbürste im Vorbeigehen einen höhnischen Blick zu, nehme mir Kekse, ziehe eine der hinteren Flaschen aus dem Colakasten neben dem Küchenschrank und treffe dann eine bescheidene Auswahl an Süßigkeiten. Nur so viel, wie ich mir auf beide Arme laden kann.

Da ich noch einige Minuten Zeit hatte, hole ich mir das „Playboy-Witze“-Buch meines Vaters aus der zweiten Reihe und lese darin. Die meisten Witze verstehe ich nicht, aber allein das Gefühl, in verbotenem Wissen zu wühlen, verschafft mir eine Gänsehaut.

Dann geht der Film los, und er ist alles und mehr, als ich mir erhofft hatte. Ein Raumschiff! Unfassbar coole Leute! Waffen!

Als das Mini-Alien aus dem Typen schlüpft, hole ich mir eine Decke und wickele sie mir um die Füße. Als das Alien die ersten massakriert, schlüpfe ich ganz drunter. Das Ende des Films sehe ich nur noch aus einem kleinen Schlitz zwischen der Decke und der Couch, denn ich habe mich vollständig darunter verkrochen. Ich muss schon seit einer halben Stunde fürchterlich aufs Klo, aber ich traue mich nicht mehr, den sicheren Hafen der Couch zu verlassen.

Aber es muss sein. Also plane ich jeden Schritt. Dann reiße ich mir die Decke herunter, sprinte zum Flur, schlage das Licht an, schlittere um die Ecke aufs Klo. Ausnahmsweise setze ich mich hin, damit ich die Klobürste als Waffe vor mich halten kann. Aber das ist eine schlechte Waffe. Stattdessen hole ich mir das große Holzschwert aus meinem Zimmer.

Auch die Wiederholung von Klimbim kann mich trotz der nackten Ingrid Steeger und völlig kindungerechter Späße nicht beruhigen. Als ich schließlich im Bett liege, umklammere ich das Schwert noch immer.

Ein lautes Geräusch reißt mich aus dem Schlaf. Das Alien! Ich komme irgendwie auf die Beine, da ist es auch schon im Raum. Ich schleudere dem schwarzen Ungetüm die Decke entgegen und es geht zu Boden. Sofort bin ich über ihm. „Mir legst du kein Ei in den Bauch!“, kreische ich und schlage mit dem Holzschwert auf die sich windende Monstrosität ein.

Da legt sich ein eiserner Griff um mein Handgelenk und das Licht geht an. Mein Vater starrt mit schnapsgerötetem Gesicht auf mich hinab und schüttelt mich. „Wat soll dat denn?“

Meine Mutter kriecht unter der Decker hervor und schon jetzt wachsen ihr zwei prächtige Beulen auf der Stirn.

Einen Monat Hausarrest und Fernsehverbot finde ich aber trotzdem übertrieben.

Die Adresse, die Veronique mir hinterlassen hat, stellte sich als kleines, freistehendes Haus mitten in der bergischen Pampa heraus. Es hatte nur einen Stock, eine Schieferfassade und vermutlich weniger Quadratmeter Grundriss als das Herrenklo bei McDonalds, dafür aber eine hochmoderne Schließanlage. Statt eines Schlosses hing nur eine runde Fischaugenlinse neben der Tür.

„Und nu?“, fragte ich die Tür. Ich winkte vor der Kamera hin und her und mein Protektorsiegel kribbelt. Dann summt der Türöffner und ich schob mich hinein. Ob das Siegel der Schlüssel war?

Ich lachte in den engen Flur des Hauses, als ich mir vorstelle, wie Veronique ihren Hintern in die Kamera hielt, um in dieses Haus zu kommen.

Eine steile Stiege führte nach oben, eine weitere nach unten. Auf diesem Stockwerk fand ich eine Küche mit einem Holzofen und ein kleines Wohnzimmer. Dies war definitiv das Haus einer Frau, denn überall lagen bunte Kissen unterschiedlichster Größe herum und Ikea-Läufer verdeckten die alten Holzbohlen. An der Wand hingen Fotos von verkleideten Babys und Duftkerzen vermischten sich mit dem modrigen Schimmelgeruch des alten Gemäuers. Der Fernseher war modern, aber nachgerade lächerlich klein.

„Hallo?“, versuche ich es. Keine Antwort. Der Kühlschrank ist mit Gemüse und fettarmen Milchprodukten vollgestopft und eine halbleere Flasche Prosecco steht in der Tür. „Ein Pfund Klischees, irgendjemand?“

Kopfschütteln stieg ich die steile Holzterappe hinauf. Ein Futon auf einem Klappgestell und drei große Kleiderschränke dominierten das Zimmer. Ein Dachgeschoss gab es nicht – man blickte direkt auf das Dachgebälk und einige dort eingesetzte, großformatige Panoramafenster.

„Die Heizkosten müssen mörderisch sein“, mutmaße ich und öffnete den Kleiderschrank, nur um ihn sofort wieder zuzuwerfen. Reizwäsche ... ein ganzer Schrank voll Reizwäsche. Vorsichtig schob ich die Tür wieder auf. Das Innere sah aus wie ein Beate-Uhse-Katalog. Spitze, Seide, Rüsche ... Nachdem mein erster Schock abklang, entpuppte sich das meiste jedoch als zwar kokette, aber normale Unterwäsche.

Ich fröstelte, als ein kühler Wind mir um den Nacken blies. Vielleicht sollte ich den Ofen anwerfen.

„War ja klar!“ hauchte jemand hinter mir.

Ich wirbelte herum und riss die Arme in der Imitation einer Karatestellung hoch. Aber da war niemand. „Ha...hallo?“, stammelte ich äußerst männlich. Keine Antwort. Es war wohl alles ein bisschen zuviel, in den letzten Tagen.

„Erstmal die Unterwäsche durchwühlen! Ferkel!“ Wieder erklang die Stimme hinter mir, wieder wirbelte ich herum. Nur stand ich mittlerweile so nah am Schrank, dass ich gegen die Unterkante trat, das Gleichgewicht verlor, und Kopf über in die Seide stürzte.

Ein sphärisches Lachen durchwogte das Schlafzimmer und ich zappelte und wand mich, bis ich wieder auf die Füße kam.

„Wer ist da?“, rief ich und drehte mich um die eigene Achse, denn das Lachen kam von überallher.

„Wer soll hier schon sein?“, fragte die Stimme und so etwas wie matt leuchtender Nebel bildete sich einige Schritte vor mir. Er zog sich pulsierend zusammen, bis in der grauen Wand eine Gestalt zu erkennen war. Sie sah aus wie ...

„Veronique?“

„Natürlich, du Dummkopf. Glaubst du, ich lasse dich einfach allein?“

„Das ist so nett von ...“

„Da kann ich dem Bösen ja gleich einen Gutschein über die Herrschaft auf Erden ausstellen.“

Ich zog einen Flunsch. Veronique lächelte, und da ihr Geist aussah wie ihre junge Version, besänftigte mich dieser Anblick ein wenig.

„Jetzt schmoll mal nicht“, sagte sie. „Nimm das Höschen vom Kopf, das sieht albern aus, und dann komm in den Keller.“

Peinlich berührt griff ich mir an den Kopf und zog mir einen roten Spitzen-Tanga aus den Haaren. Nach einem kurzen Moment des Zögerns steckte ich ihn in die Tasche.

Dann eilte ich die Treppen hinunter und stand vor einer schweren Metalltür, die am unteren Ende den Zugang zum Keller versperrte.

Veroniques Geist schwebte halb in der Wand, nur ihr Oberkörper ragte in den engen Flur. „Die Kombination ist 90-82-105.“

„Wie deine Maße?“, riet ich, während ich das Tresorrädchen in der Tür drehte.

„Hallo? 82? 105?“ Veronique blickte empört an sich hinab. „Du spinnst wohl!“

Die Tür ließ sich öffnen, und dahinter offenbarte sich eine gänzlich andere Welt. An der nackten Steinwand hingen martialische Klingenwaffen, Schilde, Rüstungsplatten. Auf der anderen Seite war ein Steckbrett angebracht, an dem Pistolen und sogar eine Schrotflinte hingen. Zahlreiche große Aktenordner schließlich dominierten die dritte Wand.

„Willkommen in unserer Waffenkammer und unserem Archiv“, sagte Veronique, schwebte zur Mitte des Raumes und drehte sich dort einmal um ihre eigene Achse.

„Und was soll ich hier?“ Ich rümpfte die Nase, denn es roch nach Muff und altem Papier.

Veronique kam auf mich zugeschossen und ich musste an die Szene mit der Bibliothekarin in Ghostbusters denken. Aber ihr Gespenstergesicht blieb so attraktiv wie eh und je, wenn auch ein bisschen durchscheinender.

„Du sollst lernen, du Hohlbirne. Ich werde nicht immer hier sein können. Die Grenze aus dem Totenreich zu überwinden ist anstrengend und Zeit vergeht dort anders als hier. Ich werde versuchen, dir zur Seite zu stehen, aber ich kann es nicht garantieren.“

„Ach“, sagte ich. „Soll ich dich dann ab jetzt Deus nennen?“

„Wieso Deus?“

„Na, wie in Deus Ex Machina. Die Lösung, die auftaucht, wenn der Held in verzweifelter Lage ist und ...“

„Da haben wir schon den ersten Fehler“, sagte Veronique und schwebte zu einer Arbeitsplatte, auf der ein Laptop stand.

„Hu?“

„Du bist kein Held. Noch nicht. Aktuell bist du noch ein dickärschiger Vollnerd mit dem Verstand einer Stubenfliege und einem Wissen über die übernatürliche Welt, die auf einen Stecknadelkopf passt.“

Langsam wurde ich aber doch ziemlich wütend. Ich ging zu Veronique und wollte sie stupsen. Aber meine Hand glitt durch ihre Schulter bis in ihren Brustkorb. Meine Finger wurden eiskalt und mir wurde schwindelig.

Veronique stieß ein Kreischen aus und huschte zur Seite. „Lass das!“

Ich musste mich auf den Stuhl vor der Arbeitsplatte fallen lassen und brauchte einige Sekunden, um wieder klar zu werden.

„Was war das denn?“

„Das war ein kurzer Kontakt mit der Welt der Toten. Ich sag doch, du hast keinen blassen Schimmer. Also fang an zu lernen.“ Veronique schwebte langsam zu mir und lächelte auf mich hinab. „Verbock's nicht, Klaus.“

Dann löste sie sich langsam auf. „He, Nein! Ich ... Ich hab doch keine Idee, wo ich anfangen soll.“

Aber da war Veroniques Geist vollständig verschwunden.

Na toll, dachte ich. Das ist so, als wenn man Batman erstmal zum Pauken in die Grundschule schickt.

„Fangen wir mit dem Wichtigsten an“, beschloss ich, startete den Laptop (kein Passwortschutz – wer war hier der N00b?) und suchte nach Youtube-Videos dazu, wie man eine Pistole benutzte.



ELFTES KAPITEL: SCHARFE TANTE

„Und du bleibst fein artig hier drin!“, ermahnte ich Kuni-
gunde. Ich hätte schwören können, dass sie die Augen ver-
drehte, aber sie rupfte noch ein paar Büschel aus dem Heu-
ballen und wirkte dabei, als wäre es völlig normal, dass eine
Kuh im Laderaum eines 3,5-Tonnners lag.

Die weitere Durchsuchung von Veroniques Haus hatte
den Schlüssel zu diesem alten, aber intakten Gefährt in der
Farbe verwesender Eierschalen und einen von einer hohen
Hecke umgebenen Garten offenbart – und damit die Ant-
wort zu meiner Frage, wie es mit Kunigunde und mir weiter-
gehen sollte. Wir würden in Veroniques Haus ziehen.

Zuerst aber musste ich bei meinen Eltern vorbeischaun,
denn mein Vater hatte Geburtstag.

Ich glitt vom Fahrersitz und trat zu meiner Kuh. Auch ein
Satz, von dem ich letzte Woche noch gedacht hätte, dass ich
ihn nie sagen würde. „Keinen Mucks!“

Kunigundes Bauch rumpelte und dann wehte mir ein
fauliger Hauch um die Nase, als sie mit einem langgezogenen
Rülpser wiederkäute.

„An deiner Einstellung müssen wir arbeiten, Fräulein!“,
sagte ich, kraulte sie aber hinter den Ohren. Es war schön,
wieder ein Haustier zu haben.

Leopoldine will offensichtlich nicht so gern angefasst werden, das beweist der immer noch blutende Biss an meinem Zeigefinger. Darum lasse ich sie in Ruhe und werfe nur ab und an Käse und Wurststücke in den Karton, in den ich sie gesetzt habe.

Mittlerweile scheint sie sich an mich gewöhnt zu haben, denn jetzt setzt sie sich auf die Hinterbeine und putzt mit den Vorderpfoten ihre Öhrchen. Sie ist so süß!

Ich freue mich, endlich ein Haustier zu haben. Bisher hatte meine Mutter mir immer alles verboten, aber wie könnte sie nein zu diesem kleinen Racker sagen, der zudem noch nicht mal was gekostet hat?

Leopoldine richtet sich schnuppernd auf und da sehe ich, dass sie doch ein Leopold ist. Dicke, rosige Eier schieben sich durch das schwarze Fell.

„Ja wer ist mein kleiner Kumpel?“, frage ich und werfe ein weiteres Stück Käse hinein. Ein bisschen habe ich ein schlechtes Gewissen, dass ich hier vermutlich einem anderen Kind sein Haustier klaue. Ich meine, wie sollte Leopold sonst in unseren Keller gekommen sein? Aber dann stößt er ein lustiges Fiepsen aus und alles ist vergessen.

Die Tür geht auf und meine Mutter kommt vom Einkaufen zurück. Sie stellt die schweren Taschen in die Küche und kommt ins Kinderzimmer.

„Wat has du denn da, Jung?“, fragt sie und schaut über meine Schulter. Das erschreckt Leopold, der einen gewaltigen Satz aus dem Karton in mein Haar macht und von da auf den Boden springt.

Meine Mutter kreischt: „Ratte! Dat is ne Ratte!“ und fällt in sich zusammen.

Später an diesem Tag lernte ich, dass eine wilde Kanalaratte kein gutes Haustier ist, und das Tetanus-spritzen fies brennen.

Mein Vater feierte im kleinen Kreis, was bedeutete er, meine Mutter, ich und Tante Isabell. Letztere war so eine Art Hausfreundin, die schon seit meiner Kindheit immer mal wieder vorbeischaute, wenn es etwas zu feiern gab. Sie war groß, schlank, rothaarig und hatte auch mit Mitte Fünfzig noch eine Figur, für die manche Frau töten würde. Vielleicht wirkte sie in ihrem schwarzen Abendkleid und dem kleinen Hut mit angedeutetem Schleier aber auch nur deswegen so elegant und sexy, weil sie neben meiner Mutter saß. Die hatte zwar ebenfalls ihr gutes Kleid an, aber nicht nur die Tatsache, dass ihr Blümchenstoff wirkte, als habe man ihn von einer Couch abgezogen und ihr übergeworfen, ließ sie chancenlos zurück.

Kurzum: Tante Isabell wäre eine MILF gewesen, wenn sie denn Kinder gehabt hätte. Und sie war, das möchte ich betonen, bevor hier ein falscher Eindruck entsteht, nicht wirklich meine Tante. Sie war nicht verwandt und nicht verschwägert und hatte mich darum in meiner Vorstellung durch so manche schwer adoleszierende Nacht begleitet.

„Papa!“, sagte ich und reichte ihm ein hastig in Zeitungspapier eingewickeltes Geschenk. „Alles Gute zum Sechzigsten!“

„Jung, setz dich! Iss Torte!“, grätschte meine Mutter verbal in diesen Vater-und-Sohn-Moment. Tante Isabell hingegen stand auf und nahm mich in den Arm. Was mir sonst einen freudigen Halbsteifen verursacht hätte, fühlte sich heute irgendwie unangenehm an. Als würden sich nicht die Arme einer durchtrainierten Schönheit, sondern die muskulösen Windungen einer Würgeschlange um meinen Körper legen.

„Lang nicht mehr gesehen, Klaus“, sagte sie und hielt mich auf Armeslänge von sich. „Lass dich anschauen ...“

Sie musterte mich von oben bis unten und verzog kurz das Gesicht. Sie versuchte es hinter einem noch breiteren Lä-

cheln zu verstecken, aber ihr Unwille über das, was sie sah, war offensichtlich gewesen.

Na Dankeschön, dachte ich und als sie mich ließ, um wieder zum Tisch zu gehen, kniff ich kurz prüfend in meine Bauchfalte. So schlimm war das nun auch wieder nicht. Und zumindest in letzter Zeit waren die Ladys ja eher ganz verrückt nach jedem Pfund köstlichen KHs ... Mann, zum Glück gibt es in meinem Kopf kein Machoglas, in das man für solche Sprüche fünf Euro werfen muss.

„Ist das ... Kunst?“, fragte mein Vater pikiert. Er hatte mittlerweile sein Geschenk ausgepackt und drehte den gebogenen, silbernen Gegenstand in den Händen.

„Das ist ein Tischfeuerzeug“, erklärte ich und demonstrierte ihm die Flamme, die aus der Spitze kam, wenn man diesen einen Knubbel an der Seite drückte. Es war das einzige in Veroniques Haus gewesen, dass außer der Klobürste oder einem Topfreiniger nicht vollständig mädchenhaft und damit als Geschenk für meinen Vater noch weniger nutzbar gewesen war.

„Ah ne, schön“, sagte er wenig begeistert.

Komm schon, Papa, ich hab'ne Kuh in meinem Auto und schütze die Welt vor dem Bösen, hätte ich ihm am liebsten gesagt. Da kann ich nicht auch noch anständige Geschenke besorgen.

Zumal ich die Schublade mit den 500 Euro in bar erst kurz vor der Abfahrt entdeckt hatte.

„Und, Klaus, was machst du heutzutage so?“, fragte Tante Isabell.

Ich hab'ne Kuh im Auto und schütze die Welt vor dem Bösen ...

„Ach, nix.“

„Immer noch arbeitslos?“

„Joah.“

„Nichts Spannendes passiert, in letzter Zeit?“

Was wird das denn jetzt? Wieso war Isabell plötzlich so interessiert an meinem Leben. Ich ertappte mich dabei, dass ich meine Handfläche kratzte.

„Och, nö, alles wie immer“, wiegelte ich ab und stopfte mir den Mund mit Sahnetorte voll, um alle weiteren Fragen mit einer entschuldigenden Geste auf meinen vollen Mund abzuwehren. Aber es kamen keine. Stattdessen musterte mich Isabell noch einmal misstrauisch. Dann sprang ihre Aufmerksamkeit wieder zu meinen Eltern und die drei fingen an, über frühere Geburtstage zu sprechen, bei denen sie angeblich wilde Ausflüge unternommen und nackt gebadet hatten. Mein Hirn weigerte sich jedoch aus reinem Selbstschutz darüber nachzudenken, was meine Eltern getan haben mochten, bevor sie der Knopfkönig und seine Königin wurden.

Vier Stücke Torte und das anhaltende Gebrabbel versetzten mich in eine Art Wachkoma. Ich war kurz davor, vom Tisch auf den Boden zu sinken, um ein kleines Nachmittagschläfchen zu halten, da fiel mir siedendheiß Kunigunde ein. Das arme Tier lag nun schon fast drei Stunden in dem Transporter.

Ich blickte auf und konnte eben noch einen Aufschrei unterdrücken. Natürlich keinen mädchenhaften Angstschrei, sondern einen männlichen Kampfschrei, danke der Nachfrage.

Tante Isabell hatte sich sehr zu ihrem Nachteil verändert. Ihre Augen leuchteten gelblich, ihr langes, lockiges Haar war noch immer Rot, aber es sah eher aus, als wäre es in frisches Blut getaucht. Ihr Gesicht war noch immer faltenfrei, was vor allem an einer Art riesiger Wanze lag, die auf ihrem Hinterkopf hing und Stacheln am Ende ihrer dünnen, handlangen Beinen in ihre Haut gerammt hatte. Eine Art widerliches Wanzenlifing.

Ihr perfektes Dekolleté entpuppte sich als faltiges Jammertal, aber die Lederlappen wurden von zwei wie Affen-

hände wirkende Brustschalen angehoben. Dass die Hände knapp unter der Brust mit ihrem Körper verwachsen zu sein schienen, erhöhte den Ekelfaktor ins Unermessliche.

„Was guckst du denn so?“, fragte Isabell. Ihre Zähne waren mit einem Mal klein und spitz und sie hatte mehr als eine Reihe. „Hast du ein Gespenst gesehen?“

Das war vorhin, dachte ich. Vielmehr konnte ich nicht zielgerichtet denken. Wer ... nein, was war Tante Isabell? Und war sie das schon immer gewesen? Bestand Gefahr für meine Eltern?

Wie ein Zug rasten Erinnerungen in meinen Kopf, die ich erst jetzt wirklich wahrnahm, als hätte irgendetwas oder irgendjemand sie tief in meinem Bewusstsein vergraben. Tante Isabell, die auf mich aufpasste und die ich vor dem offenen Kühlschrank antraf, wo sie sich gierig rohes Hack in den Mund stopfte; vor dem Spiegel, wie sie einen unsichtbaren Hut zurechtzurücken schien; wie sie sich am Esstisch in die Hand schnitt, ohne einen Ton zu sagen und einen Tropfen Blut in Mamas Kaffee fallen ließ.

Fakt eins: Es war schon immer etwas Komisches mit ihr los gewesen.

Fakt zwei: Zu der Vorstellung dieses Monstrums da hatte ich häufig masturbiert.

Fakt drei: Wenn sie schon immer so gewesen war, bestand wohl keine akute Gefahr für meine Eltern.

Fakt vier: Wer so aussah, konnte kein guter Mensch sein. Wer wusste schon, ob sie überhaupt ein Mensch war.

Fakt fünf: Ich würde herausfinden müssen, was sie war und ob es mein neuer Job erforderte, dass ich sie ... naja ...

„Hast du deine Zunge verschluckt?“, fragte Isabell und streckte die ihre heraus. Sie war grünlich und hatte ein gespaltenes Ende.

„Ne, zuviel Torte“, behauptete ich. „Entschuldigt mich.“

Ich eilte ins Bad, spritzte mir kaltes Wasser ins Gesicht und atmete tief durch. Es ist alles gut, versuchte ich mir einzureden und nach einigen Minuten hatte ich mich einigermaßen erfolgreich angelogen. Ich verließ das Bad und bewegte mich langsam in Richtung Wohnzimmer.

Hier saß meine Mutter, rund und bunt und fröhlich schnatternd. Dort mein Vater, dürr und verbaut und amüsiert. Und da ... Tante Isabell, schön und straff wie eh und je. Hatte ich womöglich nur halluziniert?

Nein, als ich näherkam, fing das Kribbeln in meiner Hand wieder an, und das lag nicht daran, dass sie sich an die guten Zeiten erinnerte, die wir mit diesem Anblick gehabt hatten.

„Äh ... war schön. Ich geh dann mal.“

Ich küsste meinen Vater und meine Mutter zum Abschied auf die Wange. Auch Tante Isabell hielt mir ihre hin. Ich versuchte mich zu erinnern, wo die Wanzenbeine geendet hatten und küsste daneben. Ihre Haut sah rosig und frisch aus, aber sie fühlte sich unter meinen Lippen an, als würde man eine alte, ausgebleichte Damenhandtasche küssen. Es schauderte mich.

„Tschö dann!“, verabschiedete mich mein Vater und meine Mutter forderte: „Rufst bald an, woll?“

Ich nickte, winkte und ging. Kunigunde zeigte keine Anzeichen von Unwohlsein. Sie hatte sich im Laderaum gedreht und lag nun auf der anderen Seite, hob kurz den Kopf, als ich einstieg und ließ ihn wieder sinken, als ich sagte: „Wir bleiben noch ein wenig hier. Es gibt da etwas, dass wir untersuchen müssen!“



HEY, WO IST DER REST?

Wenn du dich jetzt wunderst, dass der Roman plötzlich zu Ende ist, hast du vermutlich das Vorwort nicht gelesen. Kenn ich, mach ich auch selten. Macht aber nix: Du kannst dafür sorgen, dass ich den Roman gefälligst fertig-schreibe. Du musst einfach nur mein Crowdfunding unter www.startnext.com/protekor unterstützen.

Vielen Dank im Voraus!

Und schau doch mal auf meiner Homepage vorbei:
www.andrewiesler.de